

MASCHINEN MENSCH

WIE ROBOTER TEIL UNSERES
LEBENS WERDEN



Daniel Böcking



Bringt den
Glauben in
die Medien

Monika Baumgartner



Glaubt
lieber, statt
zu jammern

Markus Grübel



Kämpft für
den Glauben
anderer

Liebe Leserin, lieber Leser!

Sie drängt sich als Megatrend in alle Lebensbereiche. Mit dem Smartphone hat die Digitalisierung in nur wenigen Jahren unser Kommunikationsverhalten revolutioniert. Und schon heute erleichtern Algorithmen vielfach unser Leben: Per Knopfdruck erhalten wir in Sekundenschnelle je nach Geschmack Cappuccino, Espresso oder Latte Macchiato. Mit Hilfe der Künstlichen Intelligenz (KI) soll es schon bald möglich sein, uns immer sicherer und zugleich staufrei durch den Verkehr zu lotsen oder unseren Energieverbrauch zu optimieren. Aber der rasante technologische Wandel verändert auch unsere Arbeitswelt,



und er bringt teilweise einen gesellschaftlichen Orientierungsverlust – wer sagt den smarten Helfermaschinen, nach welchen Werten sie entscheiden?

In dieser Ausgabe von pro geht unser Autor Jonathan Steinert der Frage nach, wie Roboter einerseits unseren Alltag vereinfachen, wo andererseits aber trotz allen Fortschritts natürliche Grenzen zu respektieren sind. Er schreibt: „Beziehungen von Mensch zu Mensch werden immer eine andere Qualität haben als die zu einem Roboter.“ Denn Menschen sind, das erklärt die Bibel schon auf den ersten Seiten, zum Ebenbild Gottes geschaffen (1. Mose 1, 27). Und so erweist sich die Bibel als verlässlicher Kompass, wenn es um die Würde des Menschen und um die Bewertung der „Maschinenmenschen“ geht: Sie vereinfachen einerseits unseren Alltag, andererseits erzeugen sie teilweise verstörende Bilder. Etwa dann, wenn Demenzkranke Robotertiere zum Streicheln vorgesetzt bekommen oder wenn sich Menschen mit Sexrobotern vergnügen. Lesen Sie ab Seite 6 von sinnvollen Möglichkeiten, aber auch von Grenzen, die wir achten sollten, wenn Maschinenmenschen zunehmend Eingang in unser Leben finden.

In dieser Sommerausgabe von pro stellen wir Ihnen außerdem begeisternde Projekte junger Menschen vor. Da sind zum einen Silas Rupp und seine Freunde: Die jungen Schweizer haben sich in ein echtes Abenteuer gestürzt und im Senegal ein Surferhotel eröffnet. Dadurch wollen sie Arbeitsplätze für die Einheimischen schaffen, eine Kindertagesstätte für senegalesische Kinder finanzieren und verschiedene andere soziale Projekte unterstützen. „Die Kraft für die täglichen Herausforderungen schöpfen wir aus unserem christlichen Glauben“, sagen sie.

Auch ein anderer junger Mann, Christopher Schacht, hat ein Abenteuer erlebt. pro erzählt er von seiner Weltreise im vergangenen Jahr, die er mit nur 50 Euro in der Tasche begann. Heute studiert der junge Mann Theologie. Der Plan reifte während seiner Tour. Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre dieser Ausgabe von pro!

Christopher Irion

Ihr Christoph Irion



20



37

Kurzmeldungen	4
Leserbriefe	23

GESELLSCHAFT

Titel

Mein Freund, der Roboter Können intelligente Maschinen Menschen ersetzen? „Wir sollten das sehr chancenorientiert sehen“ Diakonie-Präsident Lilie über die Vorteile künstlicher Intelligenz	6 11
---	---------

Liebevoll betreut, statt nur versorgt Was hilft, wenn es einen Pflegefall in der Familie gibt	12
Der Weg zur perfekten Welle Vier junge Abenteurer gründen ein christliches Surferhotel	16
Meer-Evangelium Jesus-Verkündiger an der Ostsee. Ein Besuch	20

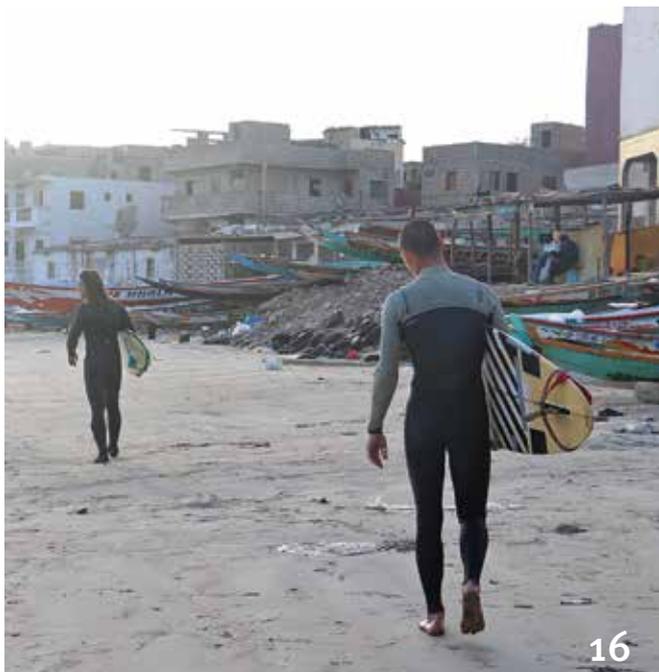
pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



POLITIK

Leise gegen die Lauten	
Getauft, konfirmiert, gläubig, links: Petra Pau	24
China: Mehr Christen als Parteimitglieder	
Eine Kolumne von Wolfram Weimer	27
„Ich würde mein Kreuz nie abhängen“	
Markus Grübel, Beauftragter der Bundesregierung für Religionsfreiheit, im Interview	28

MEDIEN

Für mehr Zeit mit Gott	
Ein Impuls von Christina Bachmann	31
Traue deinen Augen nicht	
Achtung, manipulierte Videos!	32
Bekloppt oder mutig?	
Glaubenszeugnis vom stellvertretenden BILD-Chef Daniel Böcking.	34
„Nichts, was Kika gezeigt hat, war schädlich“	
Redaktionsleiter Matthias Huff über Frühsexualisierung, Sexismus und die Verantwortung eines Kindersenders	37

KULTUR

„Ohne Glauben würde ich verzweifeln“	
Schauspielerinnen Monika Baumgartner im Interview	40
Auf der Weltreise das Beten gelernt	
Mit 50 Euro gestartet, mit dem wertvollsten Schatz der Welt zurückgekehrt	42
„Perlen vor die Säue“	
Eine Kolumne von Bestseller-Autor Bastian Sick	45
Musik, Bücher und mehr	
Neuerscheinungen kurz rezensiert	46

IMPRESSUM



Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
 Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
 Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
 Vorsitzende Michael Voß | Geschäftsführer Christoph Irion
 Redaktion Martina Blatt, Dr. Johannes Blöcher-Weil, Nicolai Franz,
 Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Michael Müller, Stefanie
 Ramspurger (Redaktionsleitung), Norbert Schäfer, Jörn Schumacher,
 Jonathan Steinert, Swanhild Zacharias
 E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
 Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
 Internet www.pro-medienmagazin.de
 Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
 Druck L.N. Schaffrath GmbH & Co. KG DruckMedien, Geldern
 Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
 IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
 Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
 Titelfoto Franck

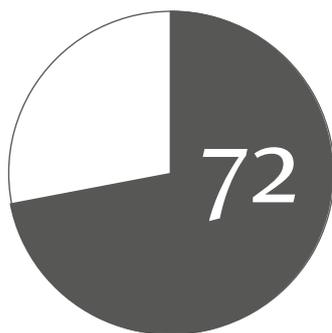


Moritz Breckner lebt nicht mehr. Er hat den Ton von pro über Jahre hinweg maßgeblich mit geprägt.

Foto: Mara Feßmann

Trauer um pro-Redakteur Moritz Breckner

Der Christliche Medienverbund trauert um seinen pro-Redakteur und Chef vom Dienst Moritz Breckner. Er starb am 4. Juli 2018 an den Folgen einer krankheitsbedingten, schwierigen Operation in der Uniklinik Gießen. Er wurde nur 32 Jahre alt. Zum Christlichen Medienverbund KEP war Breckner im November 2010 als Volontär gekommen. Nachdem er sein zweijähriges Volontariat erfolgreich absolviert hatte, wurde Breckner als Redakteur für das Christliche Medienmagazin pro und für Israelnetz angestellt. 2014 übernahm er in der pro-Redaktion die Position des Chefs vom Dienst (CvD). Geschäftsführer Christoph Irion sagte im Namen des Christlichen Medienverbundes KEP: „Wir sind unsagbar traurig. Moritz Breckner war nicht nur ein sehr fähiger, professioneller und verlässlicher Leistungsträger in unserer Mannschaft. Er war zudem als gläubiger Christ auch ein ausgesprochen profilierter, mutiger, zuweilen streitbarer, versierter junger Autor, der zugleich immer kollegial, dialogfähig und im menschlichen Umgang geradezu liebenswürdig war. Sein Tod ist ein schmerzlicher Verlust für uns alle. Seiner Ehefrau und seinen Eltern gilt unser tiefstes Mitgefühl.“ Stefanie Ramsperger, Redaktionsleiterin von pro, sagte: „Mit Moritz Breckner haben wir unseren zuverlässigen Chef vom Dienst und hervorragenden Kommentator verloren. Seine konservative Stimme wird uns fehlen. Vielmehr aber noch sein freundliches, friedfertiges und loyales Wesen.“ | **PRO**



72 prozent

der Deutschen finden die Einwanderungspolitik der Bundesregierung zu nachlässig. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie des Meinungsforschungsinstituts YouGov. Es hat Einwohner von fünf europäischen Ländern zur Migrationspolitik ihrer jeweiligen Regierung befragt. Die Deutschen sind im Vergleich zu den Befragten aus anderen Ländern am kritischsten mit ihrer Regierung. Sie sehen vor allem Europa in der Bringschuld. 64 Prozent der Deutschen denken, ihr Land übernehme im Vergleich zu anderen EU-Staaten überproportional viel Verantwortung bei der Aufnahme von Flüchtlingen. Über die Hälfte (52 Prozent) meint, Großbritannien müsse mehr Flüchtlinge aufnehmen, 42 Prozent glauben das von Finnland. Den Mittelmeerstaaten Griechenland und Italien immerhin gesteht gut ein Drittel (34 beziehungsweise 39 Prozent) der Deutschen eine Überbelastung zu. Sie übernehmen mehr Verantwortung als angemessen. Selbst- und Fremdwahrnehmung gehen in der Umfrage auseinander. Jeder Staat schätzt sich verantwortungsbewusster ein, als seine Mit-Europäer ihm das zugehen. Am selbstkritischsten sind die Briten – bei ihnen meinen 53 Prozent, das Vereinigte Königreich müsse mehr Flüchtlinge aufnehmen. | **MARTIN JOCKEL**

Drei Fragen an ...

... **Hermann Gröhe**. Der CDU-Politiker war einst Gesundheitsminister, nun ist er in seiner Fraktion im Bundestag für Fragen der Religion zuständig. pro hat er verraten, warum der Abschied aus dem Ministerium geschmerzt hat und woher sein christlicher Glaube rührt.

pro: Herr Gröhe, war das Amt des religionspolitischen Sprechers für Sie ein Wunschamt nach dem Ausscheiden aus dem Gesundheitsministerium?

Hermann Gröhe: Ich gehöre fast genau so lange der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland an wie dem Deutschen Bundestag. Insofern habe ich mich immer auch für einen guten Gesprächskontakt zwischen der Union und den christlichen Kirchen mitverantwortlich gefühlt. Ich mache das sehr gerne und bin mit vielen Verantwortlichen in den Kirchen seit Jahren freundschaftlich verbunden. Für die Unionsfraktion sind die christlichen Kirchen ein besonders wichtiger Gesprächspartner. Darüber hinaus ist mir der Kampf gegen Antisemitismus und für jüdisches Leben in Deutschland ein besonderes Herzensanliegen. Schließlich bin ich auch Ansprechpartner etwa für die muslimischen Verbände. Insgesamt passt diese Arbeit gut zu meinen Aufgaben als stellvertretender Fraktionsvorsitzender im Bereich Arbeit und Soziales sowie Entwicklungspolitik, spielen doch in diesen Bereichen Wohlfahrtsverbände und Hilfswerke der Kirchen eine große Rolle.

2009 sagten Sie der Zeitung Die Welt: „Der Glaube an Jesus Christus gibt mir Halt im Leben.“ Woher kommt dieser Glaube?

Ich bin in einem christlichen Elternhaus aufgewachsen, in dem Kindergottesdienst und Kinderbibel schon im Grundschulalter selbstverständlich waren. Nach meiner Konfirmation war ich in der evangelischen Jugend meiner Heimatgemeinde aktiv. Wichtige Impulse habe ich auch von einer Tante erfahren, die eine Kommunität in Franken geleitet hat. Die Begegnung mit überzeugten Christen, und nicht ein dramatisches Bekehrungserlebnis, hat dazu geführt, dass ich meinen Glauben immer bewusster leben wollte. Ich habe die Erfahrung machen dürfen, dass Gottvertrauen trägt – auch in Zeiten von Zweifel, Krise und Anfechtung.

War der Abschied vom Ministeramt eine solche Krisenzeit?

Sicherlich keine Krise! Aber eine schmerzhaft Erfahrung. Dabei halte ich nichts von Selbstmitleid. Ein Ministeramt ist stets ein Amt auf Zeit. Gut tut es zudem zu wissen, dass es Freunde, Familie und Mitchristen gibt, deren Wertschätzung der Person gilt und nicht Titeln und Ämtern. Mich hat vor allem der Abschied von vertrauten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Ministerium geschmerzt. Der bewegendste Moment bei der Verabschiedung war, als ein Mitarbeiterchor vierstimmig sang: „Und bis wir uns wiedersehen, halte Gott dich fest in seiner Hand“. Das hat mir gezeigt, dass sie wussten, was mir der Glaube bedeutet.

Vielen Dank für das Gespräch. | DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ

Allianz fordert europäische Lösung für Flüchtlingskrise

Die Deutsche Evangelische Allianz appelliert an die Europäische Union und die einzelnen Regierungen, gemeinsame Lösungen zum Schutz der Hilfesuchenden an den Grenzen Europas zu suchen. Eine Abschottung gegen Schutzbedürftige könne keine Lösung sein, teilte das evangelikale Netzwerk im Juli mit. „Wir sind erschüttert, dass Tausende von Flüchtlingen auf der Flucht sterben, insbesondere im Mittelmeer vor den Toren Europas ertrinken. Das darf nach Gottes Willen nicht sein“, erklärten der Vorsitzende Ekkehart Vetter, sein Stellvertreter Siegfried Winkler sowie Generalsekretär Hartmut Steeb. Gott stelle Notleidende und besonders Flüchtlinge unter seinen Schutz. Christen fordert die Allianz dazu auf, für die politisch Verantwortlichen zu beten. In dem Schreiben heißt es: „Ohne Wenn und Aber müssen Menschen vor dem Ertrinken bewahrt werden und zugleich dem menschenverachtenden Schlepperwesen das Wasser abgegraben werden.“ | ANNA LUTZ



Foto: pro/Anna Lutz

Hermann Gröhe hat erlebt, dass Gottvertrauen trägt.

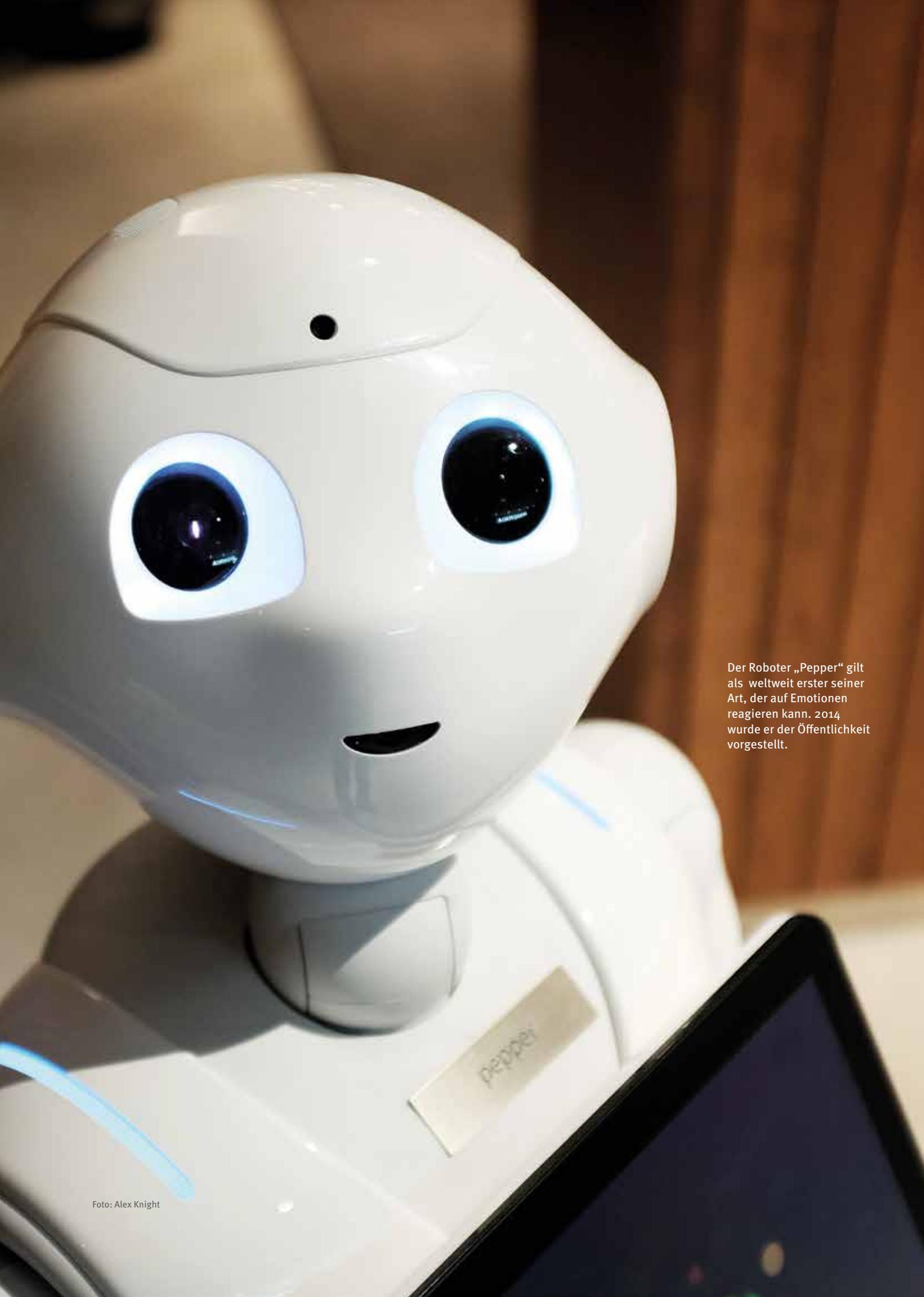
Lesen Sie hier das vollständige Interview mit Hermann Gröhe:

bit.ly/interview-groeh



Foto: privat

Ekkehart Vetter ist der Vorsitzende der Deutschen Evangelischen Allianz.



Der Roboter „Pepper“ gilt als weltweit erster seiner Art, der auf Emotionen reagieren kann. 2014 wurde er der Öffentlichkeit vorgestellt.

Mein Freund, der Roboter

Autos steuern selbstständig durch den Verkehr, Roboter pflegen alte Menschen zu Hause, beim Sex liegt eine stöhnende Puppe im Bett: Digitale Technologien und Roboter sind auf dem Vormarsch und werden unsere Lebenswelt verändern. Sie können das Leben an vielen Stellen erleichtern, werfen aber auch eine Reihe neuer Fragen auf. Klar ist: Der Mensch ist ein einzigartig begabtes Wesen. Daran werden auch scheinbar intelligente Maschinen nichts ändern. | VON JONATHAN STEINERT

Frau Hagen hat heute noch nichts getrunken. Das hat sich ihr Roboter gemerkt. „Möchten Sie etwas trinken“, fragt er sie mit blecherner Stimme und rollt gleich darauf in die Küche, um mit seinen Greifarmen ein Glas Wasser zu holen. In dem Moment leuchtet auf dem Display an seinem rechten Arm eine Anzeige auf: Zeit für Frau Hagen, die Tabletten zu nehmen. Die bringt der Roboter gleich mit. Besuch hat die alte Dame diese Woche noch keinen gehabt. Aber ihr Roboter unterhält sie prächtig, singt ihr Volkslieder vor und funktioniert seinen kleinen Monitor zu einem digitalen Schachbrett um. Laufen kann Frau Hagen nicht mehr gut. Wenn sie auf Toilette muss, rollt ihr technischer Begleiter ganz nah an sie heran, legt seinen Kunststoffarm um ihre Schultern, hebt sie sanft aus dem Sessel und stützt sie auf dem Weg durch die Wohnung.

Ein fantastisches Szenario einer fernen Zukunft? Mitnichten! Die Forschung an Robotern, die dem Menschen als Assistenten zur Hand gehen, die sich selbstständig bewegen und dazulernen, läuft auf Hochtouren. Zum Beispiel an der Frankfurt University of Applied Sciences. Im Labor versucht ein junger Wissenschaftler einem fahrbaren Gerät beizubringen, sich im Raum zu orientieren. Ein viereckiges Metallkonstrukt auf Rädern mit diversen Kabeln und einem oben darauf befestigten Laptop rollt leise summend durch den Flur. Das Gefährt soll den kürzesten Weg zu einem bestimmten Punkt finden. Mit einem Laser scannt es die Umgebung, das bekannte Terrain verzeichnet es auf einer digitalen Karte. Stehen ihm Menschen und Papierkörbe im Weg, umkurvt es sie. Dieses System soll einmal selbst den Weg durch eine Wohnung finden, ohne gegen Hindernisse zu stoßen.

Im Nachbarraum steht ein Roboterskelett, zwei Metallarme mit Schrauben, Kabeln und Gelenken, an jedem Arm ein Greifer. Auf dem Tisch davor stehen eine blaue Tasse und eine grüne Flasche. Der Roboter hebt seinen linken Arm und langt nach

der Flasche, seine Rechte fasst die Tasse. Die Greifer bewegen sich aufeinander zu. Als sie direkt übereinander stehen, kippt der linke Greifer nach vorn, sodass die Flasche ihren Inhalt in die Tasse entleeren könnte. Danach stellt der Roboter alles wieder auf den Tisch. Die Entwickler arbeiten daran, dass der Roboter auch aus einer Vielzahl von Flaschen und Tassen die gewünschten findet und auf sprachliche Anweisungen reagiert. Kombiniert mit dem rollenden Gefährt, wird daraus in zwei bis drei Jahren ein Assistenzroboter, der alte und kranke Menschen unterstützen soll, die zu Hause wohnen bleiben möchten.

Ein neuer Mitbewohner, stets zu Diensten

Noch sind viele Tests und Entwicklungsschritte nötig. Sensoren müssen noch empfindlicher und präziser werden, etwa wenn sie steuern sollen, wie viel Kraft der Greifer aufwendet. So fein, wie ein Mensch fühlen und sich bewegen kann, sei es Maschinen noch lange nicht möglich, erklärt Peter Nauth, der an der Frankfurter Hochschule Professor für Technische Informatik ist und das Labor „Autonome Systeme und Intelligente Sensoren“ leitet. „Die Konstruktion des Menschen ist sehr effizient.“

Aber Maschinen, in denen Künstliche Intelligenz (KI) steckt, können schon ziemlich viel. Selbstfahrende Autos werden nicht mehr lang auf sich warten lassen, auch wenn es bei Tests immer noch teilweise tödliche Unfälle gibt. Sprechen und verstehen – solche Technologien sind bei den elektronischen Sprachassistenten Alexa, Siri oder Cortana längst im Einsatz. Am Berliner Bahnhof Südkreuz testet die Polizei seit August 2017 die automatische Gesichtserkennung in Überwachungsvideos. KI kann anhand der Mimik eines Menschen auch erkennen, ob er fröhlich oder traurig ist – und entsprechend reagieren. Es gibt Roboter, die mit ihrer Silikonhaut aussehen wie Menschen, mit

Roboter, die wie Menschen aussehen und kommunizieren, könnten zukünftig zum Helfer und Begleiter, etwa von Senioren oder Kranken, werden.



Fotos: picture alliance



ihren „Augen“ Blicke erwidern und als Sexpuppen so tun, als würden sie selbst Lust empfinden, vibrieren und stöhnen.

Bereits seit einigen Jahren arbeiten Pflegeeinrichtungen bei der Betreuung von Wachkomapatienten oder Demenzkranken mit der Roboter-Robbe Paro. Das technische Kuscheltier reagiert mit Kopfbewegungen, Augenaufschlag und Geräuschen darauf, wenn ein Patient mit ihm spricht oder es streichelt. Paro kann Gefühle dieser Menschen anregen und Therapeuten dabei helfen, sie aus ihrer Verslossenheit herauszuholen. Manchen Patienten kommen im Gespräch mit der Robbe mehr Sätze über die Lippen als es ihnen sonst möglich ist, berichten Einrichtungen, die Paro einsetzen.

Besser als der Mensch

Wirklich intelligent seien Maschinen mit Künstlicher Intelligenz nicht, erklärt der Informatiker Nauth. „Sie wirken intelligent, aber alles, was sie tun, basiert auf festen Regeln.“ Wenn eine Maschine etwa lernen soll, verschiedene Dinge voneinander zu unterscheiden, merkt sie sich typische Maße und Formen dieser Objekte an Hand von Beispielen, die der Maschine präsentiert werden. Andere Lern-Ansätze funktionieren ähnlich wie das menschliche Gehirn und verknüpfen Informationen netzwerkartig. Dann kann die Software berechnen, mit welcher Wahrscheinlichkeit ein bestimmtes Objekt eine Vase oder eine Flasche ist, ein Fußgänger oder ein Fahrradfahrer. KI ist in der Lage, auch neue Formen und abweichende Maße mit einzuberechnen. Deshalb „lernen“ diese Systeme dazu. Obwohl das

nach bestimmten Algorithmen, also einer programmierten Abfolge von Rechnerbefehlen, geschieht, lässt sich nicht immer vorhersagen, wie sich das KI-System dann verhält. Denn unter anderem die Lernbeispiele selbst beeinflussen, wie die Maschine lernt. Je mehr Beispiele die Software kennt, desto breiter ist die Basis, auf der sie entscheiden kann. Das gilt beispielsweise auch für die Diagnose von Krankheiten anhand von Ultraschallbildern. Aber: „Wir bestimmen, was ein System erkennen und was es wie lernen soll“, betont Nauth. „Der Unterschied zum Menschen ist nach wie vor, dass ein Mensch in unbekanntem Situationen kreativ neue Lösungswege finden kann. Eine Maschine entscheidet anhand bestimmter Muster.“ Darin sind Maschinen aber zum Teil besser als Menschen. Roboter, die bei Operationen das Skalpell führen, können das viel präziser und ruhiger als eine menschliche Hand. Mit selbstfahrenden Autos wird es weniger Verkehrstote geben, ist Professor Nauth überzeugt.

Dass Roboter einmal den Menschen dominieren, unabhängige oder klügere Entscheidungen treffen, ist in Nauths Augen in naher Zukunft nicht absehbar. In ferner allerdings schon. Es wird bereits an Robotern geforscht, die Entscheidungen nicht nur durch den Vergleich von Mustern oder statistische Regeln treffen, sondern nutzenbasiert. Auch Werte sollen Maschinen mit KI erlernen. Manche Wissenschaftler wollen den Menschen mithilfe von KI unsterblich machen, indem sie die Daten des menschlichen Gehirns technisch auf einen Chip speichern; so könnte der Verstorbene in einem Roboter weiterleben. Einer der Vordenker dieser „Transhumanismus“-Bewegung ist der

Chefentwickler von Google, Ray Kurzweil. Die Verbindung von Gentechnik, Robotik und KI bietet kaum vorstellbare Möglichkeiten, den Menschen technisch zu optimieren. Und sie wecken die Sehnsucht, Krankheit und Tod zu überwinden.

Roboter übernehmen keine Verantwortung

Der technische Fortschritt auf dem Gebiet der Künstlichen Intelligenz und Robotik geht so schnell voran, dass es dringend notwendig ist, sich dabei auf ethische Leitlinien zu verständigen. Das hat die Politik erkannt. Bis Ende des Jahres soll eine Expertengruppe der Europäischen Union ethische Leitlinien für die Entwicklung von KI erarbeiten. Auch der Bundestag hat im Juni dazu eine Enquete-Kommission eingesetzt. Es stellen sich zum Beispiel Fragen der Haftung, wenn ein Roboter Schaden anrichtet – wer ist dann dafür verantwortlich? Wie können private Daten geschützt werden? Welche ethischen Standards in der Beziehung zwischen Mensch und Maschine müssen erfüllt sein? Wie ist dem Risiko zu begegnen, dass Roboter gehackt und manipuliert werden können – auch wenn sie sich etwa als medizinische Geräte im Inneren des Körpers befinden?

Ein wesentlicher Unterschied zwischen Mensch und Maschine – sei sie noch so intelligent – ist bei diesen Fragen entscheidend: Maschinen können nicht für ihr Handeln einstehen, verantwortlich gemacht oder gar schuldig gesprochen werden, wenn sie zum Beispiel jemanden verletzen oder Entscheidungen treffen, die andere beeinträchtigen. Der Theologe und Ethiker Lukas Ohly ist deshalb zum Beispiel dafür, dass selbstfahrende Autos nicht völlig autonom unterwegs sind, sondern als Fahrassistenten dienen.

Klug eingesetzt könnten künstlich intelligente Maschinen und Roboter aber sehr hilfreich sein, etwa zu therapeutischen Zwecken mit psychisch Erkrankten. In den Chancen stecke aber auch eine Gefahr. „Das Künstliche erleichtert die Kommunikation“, sagt Ohly und nennt ein Beispiel: „Selbst wenn man den Pfarrer kennt, ist die Hemmschwelle hoch, mit ihm seine Probleme zu besprechen.“ Mit einem technischen Gerät falle das oft leichter. Das liegt daran, dass in jeder zwischenmenschlichen Begegnung eine Spannung liegt, erklärt der Theologe. Deshalb fühlt man sich wohl oder unwohl in der Gegenwart eines anderen Menschen, sucht oder meidet den Blickkontakt oder setzt sich in der Bahn einem anderen eher gegenüber als neben ihn

– oder noch weiter weg. Die Hemmschwellen zwischenmenschlicher Kommunikation prägen aber auch den Menschen als moralisches Wesen, erklärt Ohly. Das erreiche ein Roboter nicht.

Im Gespräch mit einem Roboter gibt es keine sozialen „Zumutungen“, denn sie sind Objekte. Allerdings solche, die so tun, als wären sie richtige Gegenüber. Darin liegt aus Ohlys Sicht auch die besondere Faszination, mit Robotern zu kommunizieren. Auch auf Sexroboter ließe sich das übertragen: Wer auf die eigene schnelle Befriedigung aus ist, entzieht sich beim Sex mit einer solchen Puppe der menschlichen Begegnung und ihrer Spannung. „Wenn wir das nur noch machen würden und keine Begegnungen mehr in der analogen Welt hätten, würde das unsere Gesellschaft nachhaltig verändern. Eine solche Gesellschaft würde alles nur noch auf Informationen reduzieren, die sich als Daten verarbeiten lassen.“ Soziale Normen, menschliches Verhalten – das könnten Algorithmen vorgeben. „Was sich dagegen nicht errechnen lässt, nämlich die Spannung einer Begegnung, würde unterdrückt werden“, fürchtet Ohly.

„Die Ebenbildlichkeit hängt nicht an der Person und ihren Eigenschaften, sondern am Wesen: an der zwischenmenschlichen Beziehung.“

Auf der Weltausstellung zum Reformationsjubiläum präsentierte die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau einen Segensroboter. Kunststoffkopf, Kameraaugen, Lippen aus LED-Lämpchen, Metallbauch mit Monitor. Auf dem Display konnte der Besucher sich einen Segen und das Geschlecht der Roboterstimme auswählen. Dann bewegte die Maschine ihre Arme in die Höhe, klappte die Plastikfinger aus und aus einem eingebauten Lautsprecher tönte blechern ein Segenswort. Der Robo-



Tasse links, Flasche rechts, einmal einschenken bitte: An der Frankfurt University of Applied Science forschen Wissenschaftler an Robotern, die dem Menschen im Alltag zur Hand gehen.

Fotos: pro/Jonathan Steinert



Foto: Nao-Team HTWK Leipzig

Beim Roboter-Fußball sind die deutschen Mannschaften international sehr erfolgreich: Das Nao-Team HTWK von der Leipziger Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur hat in diesem Jahr beim RoboCup die German Open und den Weltmeistertitel in der „Standard Platform League“ gewonnen.



Foto: Phoenix Design

Ausgestattet mit Messgeräten, Datenspeicher und Künstlicher Intelligenz können Roboter Ärzte bei der Diagnose und Behandlung unterstützen.



Foto: picture alliance

Die Roboter-Robbe „Paro“ wird bereits bei der Betreuung von Demenzpatienten eingesetzt.

ter „BlessU-2“ war als Experiment gedacht, das zu Diskussionen anregen sollte. In Gottesdiensten oder zur Seelsorge werden Roboter bislang nicht eingesetzt. Aber wäre es vorstellbar und theologisch vertretbar, dass einst Roboter die Liturgie singen, aus der Bibel vorlesen oder predigen? Ohly, nebenberuflich Professor an der Universität Frankfurt und im Hauptberuf Gemeindepfarrer, ist skeptisch. „Ein Segensroboter mag – wie auch andere Roboter, die zur Erleichterung des Lebens eingesetzt werden – ein Segen sein, aber er kann nicht segnen: Er kann den Segen nicht als Handlung ausführen, weil er ihn nicht verantworten kann.“ Außerdem fehle einem Pfarr-Roboter das, was die zwischenmenschliche Beziehung zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde ausmache.

Ebenbild Gottes ist nur der Mensch

Es gibt Wissenschaftler, die vor dem Einsatz von Robotern als Ersatz für ein menschliches Gegenüber warnen, vor allem wenn es um intime und emotionale Bereiche wie Sex geht. „Liebe und Sex sind für lebende Wesen reserviert“, sagt die britische Ethikerin Kathleen Richardson. Sie ist Mitgründerin einer Kampagne gegen menschenähnliche Sexroboter. In ihren Augen sind solche „mechanischen Puppen“ oder „Porn-Bots“, wie sie sagt, keine harmlose Alternative zu Prostitution. Im Gegenteil: Sie fördern die Vorstellung, Sex außerhalb einer Person haben zu können. Der Körper werde so zu einem verfügbaren Objekt und nicht als Teil der Person gesehen. Diese Haltung rechtfertige die Ausbeutung von Menschen. Richardson sagt: „Man kann Liebe

Zwischen Neugier und Skepsis: Das denken die Deutschen über Roboter

41 Prozent der Deutschen glauben, dass selbstfahrende Autos das Fahren sicherer machen.

Quelle: Ipsos, 2018

Einer von zehn Deutschen würde sich von einem Roboter impfen lassen

Quelle: PwC, 2017

Vier von zehn Deutschen stehen der Paketzustellung mit Robotern oder Drohnen positiv gegenüber

Quelle: YouGov, 2017

Bei **57,3 Prozent** der Deutschen weckt KI Skepsis, bei 52 Prozent Interesse.

Quelle: SYZYGY, 2017

51,8 Prozent der deutschen Männer **21,7 Prozent** der Frauen würden kostenlos und vertraulich einen Sexroboter testen.

Quelle: SYZYGY, 2017

18,4 Prozent der Arbeitsplätze in Deutschland sind mit hoher Wahrscheinlichkeit in den nächsten 15 bis 20 Jahren von Robotern und KI bedroht.

Quelle: OECD, 2018

ohne Sex und Sex ohne Liebe haben. Aber es gibt Liebe und Sex nie unabhängig von der Persönlichkeit.“ Auch fürchtet sie, dass solche Roboter die menschliche Empathiefähigkeit schwächen. Denn Mitgefühl entwickle sich in gegenseitigen Begegnungen.

Beziehungen von Mensch zu Mensch werden immer eine andere Qualität haben als die zu einem Roboter. Das hat nach Ansicht von Ohly damit zu tun, dass der Mensch ein Ebenbild Gottes ist. „Für mich hängt die Ebenbildlichkeit nicht an der Person und ihren Eigenschaften, sondern am Wesen: an der zwischenmenschlichen Beziehung.“

Ohly ist überzeugt, dass Gott in jeder menschlichen Begegnung anwesend ist, weil Gott den Menschen auf die Beziehung zu ihm hin geschaffen hat und in Jesus schließlich selbst Mensch geworden ist. Die Kirche sollte seiner Meinung nach KI und Robotik nicht verteufeln und auch die Chancen dieser Technologien sehen. Gleichzeitig sollte sie auch dafür einstehen und erklären, was den Menschen als Menschen auszeichnet, seine Autonomie, die besondere Kraft der zwischenmenschlichen Begegnung, das Menschenbild des christlichen Glaubens: Denn Ebenbild Gottes zu sein – das wird selbst den intelligentesten Robotern niemals vergönnt sein. ■

„Wir sollten das sehr chancenorientiert sehen“

Im Bereich von Pflege und Gesundheit gibt es vielfältige Anwendungsfelder für Roboter und intelligente Systeme. Diakonie-Präsident Ulrich Lilie war im vergangenen Jahr im Silicon Valley in Kalifornien, dem wohl einflussreichsten Standort für die Entwicklung digitaler Technologien, um sich ein Bild von den zukünftigen Möglichkeiten zu machen. Im Gespräch mit pro teilt er seine Eindrücke und erklärt, wo er Diskussionsbedarf sieht. | **DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT**

pro: Wo würden Sie gern in der Diakonie Künstliche Intelligenz (KI) und Robotik anwenden?

Ulrich Lilie: Es kann durchaus Aspekte geben, die uns das Leben in ungeahnter Weise einfacher machen. Vielleicht ist uns ein kleiner freundlicher Roboter bei der Körperpflege irgendwann ganz angenehm, weil er uns hilft, bestimmte Schamgrenzen zu senken, die wir immer zu überwinden haben, wenn ein anderer, ein fremder Mensch solche intimen Verrichtungen mit uns macht. Ich habe im Silicon Valley Assistenzsysteme gesehen, die neben einem herumfahren und auf Dinge aufmerksam machen, die man vergisst, etwa dass man zu wenig trinkt; oder die aufheben, was man liegengelassen hat. Ich habe Systeme gesehen für Menschen, die alleine leben, aber aufgrund von Krankheit oder Einschränkung einen besonderen Sicherheits- und Überwachungsbedarf haben. Die ersetzen den Hausnotruf, indem sie zum Beispiel mit einem Radarsystem bestimmte Körperfunktionen wie die Atmung überwachen. Wir müssen solche Entwicklungen immer unter dem Aspekt der Folgen diskutieren – für den Einzelnen, aber auch für das Zusammenleben der Menschen und für die Menschen, die nach uns kommen.

Glauben Sie, dass der Fachkräftemangel in Pflegeberufen durch künstliche Assistenten gelöst werden könnte?

Agaplesion, ein großer evangelischer Krankenhausträger, hat im vergangenen Jahr zum Beispiel automatisierte Bettensysteme getestet. Die Betten melden sich

selbstständig und sagen: Ich bin frei, ich kann abgeholt werden. Das macht die Abläufe einfacher, das macht die Steuerung viel effizienter. Das werden wir noch bei einigen Hol- und Bringdiensten erleben. Wir sollten das sehr chancenorientiert ansehen. Es geht darum, die Digitalisierung zu gestalten und nicht von vornherein als Teufel an die Wand zu malen. Gleichzeitig müssen wir selbstverständlich auch darüber öffentlich diskutieren, was wir nicht wollen. Man muss auch über die Grenzen der Optionen und des Handelns sprechen.

Wo würden Sie Grenzen ziehen?

Zum Beispiel dort, wo es unmittelbar an die Keimbahn des Menschen geht. Bei Dingen, die den manipulativen Umgang mit dem Erbgut und mit Zellen betreffen und die Folgen haben, die wir noch nicht kennen. Das sollten Tabubereiche bleiben. Auch bei Formen der Überwachung und Auswertung von Daten. Ich möchte keine Entwicklung wie zum Beispiel in China, wo mit Hilfe von Überwachung, KI und persönlichen Daten ein Punktekonto für gutes oder weniger gutes Verhalten über jeden Menschen erstellt werden soll.

Wie bewerten Sie es, wenn Roboter eingesetzt werden, wo soziale Beziehungen eine Rolle spielen, wenn zum Beispiel Roboter zu Spielgefährten oder Gesprächspartnern werden?

Wenn ich sehe, was die Schülerinnen und Schüler heute schon alles mit ihren Smartphones machen, stellt sich auch da die Frage, mit wem und mit welchen Folgen sie da reden oder spielen. Wenn

ein Roboter interaktiv mit einem spielt, ist das ja eher eine technische Veränderung, aber noch keine qualitative. Man muss schauen, was von Maschinen mit menschlichem Nutzen ersetzbar ist und wo die Grenze liegt, wo es an unser Verständnis von Mitmenschlichkeit und menschlicher Interaktion geht. Selbstverständlich können Maschinen Menschen niemals vollumfänglich ersetzen. Aber auch diese Grenzen sind kulturell vermittelt, es wird Verschiebungen im Verhältnis Mensch-Maschine geben, die wir uns heute noch nicht vorstellen können.

Was heißt es für den Glauben an Gott, wenn wir als Menschen die Möglichkeit haben, immer „intelligenter“ Wesen zu schaffen?

Ich habe die Aussagen des Schöpfungsberichtes nie als naturwissenschaftliche Aussagen verstanden. Insofern glaube ich nicht, dass ein naturwissenschaftlich-technischer Fortschritt den Glauben an Gott ernsthaft in Frage stellt. Im Gegenteil: Je mehr wir wissen, desto mehr merken wir, wie viele Geheimnisse es gibt, wie groß die Komplexität ist und wie groß das Wunder des menschlichen Lebens und Zusammenlebens auf diesem unbegreiflich erwählten Planeten ist. Gleichzeitig steigen natürlich die Gefährdungen. Die Möglichkeit, dass die Menschheit sich selbst abschaffen kann, wird mit den steigenden Handlungsoptionen natürlich auch größer. Aber das gehört auch zur Freiheit der Christen, dass sie ihre Freiheit verfehlen können.

Vielen Dank für das Gespräch. ■



Foto: Diakonie/Thomas Meyer

Seit 2014 ist **Ulrich Lilie**, Jahrgang 1957, Präsident der Diakonie Deutschland. Zuvor war er unter anderem als Krankenhausseelsorger und Gemeindepfarrer tätig.



Liebevoll betreut, statt nur versorgt

Im Alter angemessen umsorgt zu werden, ist nicht einfach. In der Pflege mangelt es an Geld und Personal, das Zwischenmenschliche muss oft auf der Strecke bleiben. Wo jetzt schon der Mensch im Mittelpunkt steht und welche Möglichkeiten Senioren haben, um ihren Lebensabend zu genießen. | VON SWANHILD ZACHARIAS

Tipp – tapp, tipp – tapp. Der gelbe Luftballon fliegt hin und her. Sechs alte Damen sitzen um einen Tisch herum und versuchen, den Ballon in der Luft zu halten. Ein sehr lautes „tapp“, und der Luftballon trifft eine der Damen, die gerade in ein Nickerchen versunken war, mitten im Gesicht. Alle lachen, auch die Getroffene. „Na, sind wir wieder wach?“, fragt die Betreuerin amüsiert.

Jeden Vormittag, nach dem Frühstück und nach der morgendlichen Pflegeroutine, kommen sie hier im Betreuungsraum zusammen zu Kreuzworträtseln und Bewegungsspielen. Einige von ihnen sind noch sehr aktiv dabei, zum Beispiel bei den Rätseln. Andere schauen eher zu, manche blicken etwas teilnahmslos. Alle wohnen im Haus Berlin – einem Pflegeheim der Königsberger Diakonie im mittelhessischen Wetzlar. Zurzeit wohnen 33 Senioren in dem Haus, ein Teil von ihnen ist an Demenz erkrankt. Die Einrichtung ist auf diese Erkrankung spezialisiert.

Besonders herausfordernd für das Pflegepersonal sind die verschiedenen Krankheitsbilder. Einige der Demenzpatienten im fortgeschrittenen Stadium schlagen manchmal, beißen oder spucken. „Damit muss man umgehen können“, sagt Petra Weiß. Und: „Man muss auch was wegstecken können.“ Sie ist Pflegefachkraft und macht den Job schon seit über 20 Jahren. Und das aus voller Überzeugung: „Mein Herz hängt daran“, sagt die 59-Jährige.

Die Arbeit ist körperlich und auch psychisch nicht einfach. Etwa, wenn sie sich um bettlägerige Demenzpatienten kümmert, die weder selbständig essen noch sich von einer Seite

auf die andere drehen können und kaum mehr etwas von der Außenwelt wahrnehmen. „Man wünscht sich eigentlich, dass diese Bewohner endlich einschlafen und erlöst werden“, sagt Weiß. Auch die erfahrene Pflegerin lassen solche Fälle nicht kalt. Wichtig sei es, dass man im Team darüber sprechen könne, was einen bewege. Außerdem sei ein stabiles Umfeld zu Hause wertvoll, das einen auffange. Und zugleich gebe es auch viele schöne Momente. „Man bekommt so viel zurück“, sagt Weiß. Sei es durch ein Lächeln oder einen dankbaren Blick. Für Weiß ist der Job mehr Berufung als Beruf. Trotz enger Zeitvorgaben widmet sie sich den Bewohnern liebevoll. Das Zwischenmenschliche soll nicht auf der Strecke bleiben. Das ist nicht leicht, ist der Plan doch „eng getaktet“, vor allem bei der morgendlichen Pflege-Routine oder wenn sie diejenigen füttert, die nicht mehr allein essen können. Zwar „muss man schaffen, wenn’s gilt“. Aber manchmal müssten auch Prioritäten gesetzt werden und man müsse „Fünfe grade sein“ lassen, damit die Pflege nicht auf Kosten der Bewohner geschehe, sagt Weiß. Zum Beispiel, wenn sie es nicht schafft, alle ihr zugeteilten Demenzpatienten zur Mittagszeit zu versorgen, weil Frau Meier* kaum noch schlucken kann und deswegen langsamer isst. Da muss dann eine der Kolleginnen in einer freien Minute mithelfen. „Das Wichtigste ist, dass man als Team zusammenhält“, sagt Weiß.

Besonders viel Zeit kostet die Pflegerinnen die Dokumentation der geleisteten Dienste. „Jeder Pickel muss dokumentiert werden“, bringt es Weiß überspitzt auf den Punkt. Auch die



Zwischenmenschliche Beziehungen spielen bei der Pflege eine wichtige Rolle.

Foto: iStock, eclipse_images

Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) kündigte vor Kurzem in seinem „Sofortprogramm“ an, dass kurzfristig für den Bereich der Altenpflege 13.000 zusätzliche Stellen finanziert werden sollen. Das Problem sei jedoch, dass es kein Personal gebe, um die Stellen zu besetzen, kritisiert Remmers. Es seien „viel umfassendere Maßnahmen“ nötig, sagt er. Zum Beispiel müssten die Arbeitsbedingungen verbessert werden, der Beruf müsse attraktiver gemacht und die Bezahlung besser werden. „Das, was Spahn vorschlägt, ist ein kleiner erster Baustein“, sagt Remmers.

„Die notwendige Zeit der Zuwendung wird immer geringer.“

Verschiedene politische Vorschläge gibt es bereits, um die Lage zu verbessern. Der Pflegebevollmächtigte der Bundesregierung, Andreas Westerfellhaus, schob bereits an, dass es für Fachkräfte, die den Beruf zum Beispiel wegen Überlastung aufgaben und wieder zurückkehren möchten, 5.000 Euro Prämie geben solle. Er schlug außerdem vor, dass die Arbeitszeit bei vollem Lohnausgleich reduziert werden müsse. Um das zu finanzieren, machte Westerfellhaus den Reformvorschlag, Beiträge zur Pflegeversicherung auch auf Kapitaleinkünfte wie Mieten zu erheben. Man müsse außerdem die Abbrecherzahlen in der Ausbildung reduzieren, zum Beispiel durch bessere betriebliche Gesundheitsvorsorge, eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf und finanzielle Anreize. Westerfellhaus sprach sich außerdem dafür aus, die bürokratischen Arbeiten für das Pflegepersonal zurückzuschrauben und verstärkt auf Digitalisierung zu setzen. Bundeskanzlerin Angela Merkel versprach kürzlich bei ihrem Besuch in einem Paderborner Pflegeheim, den Bereich der Pflege neu gestalten und den Pflegeberuf attraktiver machen zu wollen, zum Beispiel durch bessere Verdienstmöglichkeiten.

Vor allem das Finanzierungssystem im Pflegebereich stehe auf wackligen Beinen, erklärt Pflegewissenschaftler Remmers. „Das Subsidiaritätsprinzip greift nicht mehr“, sagt er. Auf diesem Prinzip fußt derzeit das Pflegesystem in Deutschland. Es bedeutet, dass der Staat erst dann eingreift, zum Beispiel durch Unterstützungsleistungen, wenn weder der Betroffene selbst noch seine Angehörigen in der Lage sind, finanziell für die Pflege aufzukommen. Doch Familie verändere sich, sagt Remmers. In Zukunft wird es weniger Kinder geben, die die Finanzierung des Systems sicher stellen können. Außerdem sind Berufstätige heutzutage viel mobiler und leben oft nicht mehr in der Nähe der pflegebedürftigen Verwandten. So muss viel öfter der Staat aushelfen.

Ambulant statt stationär

Knapp drei Millionen Pflegebedürftige gibt es derzeit in Deutschland. Das geht aus der aktuellen Pflegestatistik des Statistischen Bundesamtes hervor. 27 Prozent von ihnen werden in Heimen

Arbeit am Computer – Essenspläne schreiben, Pflegemittel bestellen – nimmt viel Zeit in Anspruch. Der Schreibkram sei früher nicht so aufwändig gewesen, erinnert sie sich. Und das Personal habe sich in den vergangenen 20 Jahren halbiert. Im Haus Berlin versorgen die 33 Bewohner im Frühdienst meistens vier Pflegekräfte. Im Spätdienst sind es drei.

Ab 5.45 Uhr ist Weiß morgens zur Stelle. Ab sechs Uhr herrscht dann Hochbetrieb: Ablaufpläne erstellen, Bewohner zuteilen, wecken und für das Frühstück um acht Uhr fertig machen. Danach die Körperpflege. „Gegen zehn Uhr sehen wir uns als Team das erste Mal“, sagt sie. Dann gibt es erstmal einen Kaffee und die Mitarbeiter können kurz durchatmen.

Wie in vielen Pflegeeinrichtungen sind Zeitdruck und wenig Personal auch bei der Königsberger Diakonie die größten Herausforderungen. Der viel diskutierte Pflegenotstand ist auch hier spürbar.

Kein Personal für zusätzliche Stellen

Die Politik habe sich zu lange um die Missstände im Pflegebereich „herumgedrückt“, sagt Pflegewissenschaftler und Soziologe Hartmut Remmers von der Universität Osnabrück. „Aufgrund der hohen Belastung ergreifen immer weniger Menschen den Pflegeberuf.“ Im ganzen Pflegebereich, also in Krankenhäusern und in der Altenpflege, fehlten derzeit etwa 70.000 bis 100.000 Fachkräfte, sagt Remmers.

*Name von der Redaktion geändert

versorgt, der Rest lebt zu Hause und wird entweder von Angehörigen oder durch ambulante Pflegedienste betreut. Dass es zu wenige Pflegekräfte gibt, geht oft zu Lasten der Pflegebedürftigen. „Die notwendige Zeit der Zuwendung wird immer geringer“, sagt Remmers. Außerdem müssten Heime immer öfter auf ungenügend qualifiziertes Personal zurückgreifen. In einem Pflegeheim müssten laut gesetzlicher Vorgabe zwar mindestens 50 Prozent des Personals eine dreijährige Fachausbildung vorweisen können. Weil dies aber häufig nicht erfüllt werden könne, würden „alle möglichen Tricks versucht“. Wenn durch Krankheit Personallücken entstanden, versuche man, Teile der Belegschaft aus der Freizeit oder dem Urlaub zu holen, obwohl das nicht zulässig sei. Zudem würden immer mehr Kräfte über Arbeitszeitfirmen gewonnen. Das sei jedoch ebenfalls problematisch, weil diese Firmen das Personal nur nach fest verabredeten Zeiten bereitstellen, was mit dem Schichtplan im Heim oft nicht harmoniere.

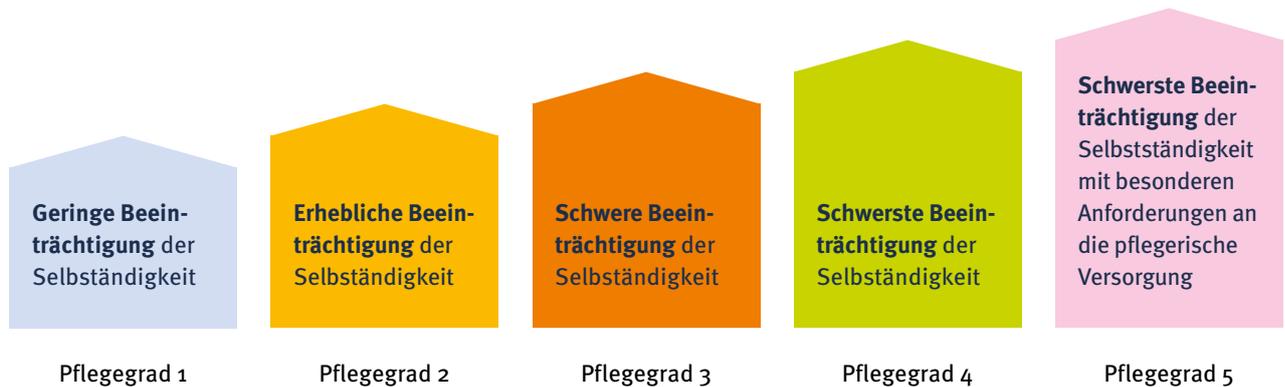
Um die Heime zu entlasten, könnte noch mehr ambulant statt stationär gepflegt werden. Aber auch hier mangelt es an Perso-

Den Menschen als Ganzes im Blick haben

Der Notstand in der Pflege darf nicht auf Kosten der Pflegebedürftigen gehen. Darin sind sich Experten wie Remmers und Fachkräfte wie Petra Weiß einig. Denn Zeit für die Menschen zu haben, ist ein wichtiger Teil der täglichen Arbeit. „Die seelische Unterstützung ist immer ein Bestandteil der pflegerischen Zuwendung“, sagt Remmers. Und Weiß sagt: „Man muss sich die Zeit nehmen, die man braucht.“ Ins Haus Berlin kommt einmal pro Woche eine Seelsorgerin. Die Pflegekräfte teilen ihr mit, wo Bedarf ist. Oft sei das bei neuen Bewohnern der Fall, sagt Weiß. Remmers fordert, dass die Fachkräfte auf die psychische Komponente noch besser vorbereitet werden, um zu erkennen, wann professioneller Beistand nötig ist. Zum Beispiel durch spezielle Schulungen.

Geht es bei der ambulanten Pflege oft um das Versorgen an sich, spielt bei Heimen – vor allem in christlicher Trägerschaft – die seelische Begleitung der Bewohner eine bedeutende Rolle.

Neue Pflegegrade seit 1. Januar 2017



Seit 2017 gibt es statt drei Pflegestufen fünf Pflegegrade. Das Neue Begutachtungsassessment (NBA) arbeitet mit einem Punktesystem und überprüft anhand eines Fragenkatalogs, wie selbstständig ein Antragsteller noch ist. Je mehr Punkte der Antragsteller zuerkannt bekommt, desto höher ist der Pflegegrad und desto mehr Pflege- und Betreuungsleistungen werden durch die Pflegekasse genehmigt.

nal. Schon jetzt werden mehr Pflegebedürftige ambulant versorgt als noch vor ein paar Jahren. Im Vergleich zum Jahr 2013 stieg die Zahl der ambulant Betreuten um 12,4 Prozent, zeigt die aktuelle Pflegestatistik. Die Anzahl der in Heimen Versorgten stieg lediglich um 2,5 Prozent. Ob eine längere ambulante Versorgung die Heime wirklich entlastet, ist unklar. Denn diejenigen, die anschließend in ein Pflegeheim kommen, sind pflegebedürftiger als früher. „Der Pflegegrad in den Heimen ist enorm gestiegen dadurch, dass die Bewohner später kommen“, sagt Remmers. Das sei eine neue Herausforderung.

Um in Zukunft dem Pflegepersonal die Arbeit zu erleichtern, könnten Pflegeroboter eingesetzt werden. Das sei jedoch mit Vorsicht zu genießen. Beim Anreichen von Speisen, bei körperlich schwerer Arbeit oder bei der Körperpflege könnten Roboter eventuell ein Gewinn sein, sagt Remmers. Doch er betont: „Hilfsbedürftige sind auf die persönliche Ansprache und den persönlichen Zugang angewiesen.“ Die Motivation, Robotik einzusetzen, dürfe nicht ausschließlich sein, Personal zu sparen. Die persönliche Zuwendung dürfe nicht zu kurz kommen.

In fast allen Einrichtungen der Diakonie gibt es zum Beispiel regelmäßige Gottesdienste und Andachten. Bei der Königsberger Diakonie steht die Diakonische Schwestern- und Bruderschaft Altenberg im Hintergrund, die die Bewohner sozial und seelsorgerlich begleitet. Dem Netzwerk Deutscher Gemeinschafts-Diakonieverband gehören verschiedene Alten- und Pflegeheime an, die besonderen Wert auf Seelsorge und christliche Verkündigung legen. Dem Altenpflegeheim Tabor bei Marburg geht es um „ganzheitliche Pflege und Fürsorge“. Es wird Wert auf christliche Gemeinschaft, Andachten und Gottesdienste gelegt. Eine ähnliche Motivation haben verschiedene Diakonissen-Mutterhäuser und deren dazugehörige Pflegeheime, wie zum Beispiel die Stiftung Hensoltshöhe oder das Alten- und Pflegeheim Tannhäuser in Biedenkopf. Dem Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG) gehören deutschlandweit ebenfalls viele Einrichtungen an, die besonderen Wert auf eine geistliche Betreuung im Alter legen (siehe Servicekasten). Zudem gibt es in ganz Deutschland verschiedene Pflegeheime in freier christlicher Trägerschaft.

In aller Kürze: Wenn Hilfe nötig ist



Beantragen: Sobald Sie oder Angehörige Hilfe brauchen, Pflegeleistungen bei der Krankenkasse oder der privaten Krankenversicherung beantragen. Ein formloser Antrag mit Datum reicht. Dann kommt ein Gutachter und legt den Grad der Pflegebedürftigkeit fest. Je höher der Pflegegrad, desto mehr Geld gibt es von der Pflegekasse.

Informieren: Pflegeberater helfen bei Anträgen und bereiten auf den Gutachter-Termin vor. Auch Pflegestützpunkte und Pflegedienste helfen. Berater in der Nähe und eine Übersicht über die deutschlandweiten Pflegestützpunkte finden Sie beim Zentrum für Qualität in der Pflege: bdp.zqp.de. Umfassende Infos gibt es bei der Stiftung Warentest im Themenpaket „Pflege und Versicherung“, unter pflegen-und-leben.de, pflegendeangehoerige.info oder unter elternpflege-forum.de. Das Bundesfamilienministerium informiert unter Wege-zur-Pflege.de oder beim Pflege-telefon unter 030-20179131. Hilfe gibt es auch bei den jeweiligen gesetzlichen oder privaten Krankenkassen und beim Sozialdienst der Kliniken vor Ort.



Wer nicht in einem Pflegeheim, aber auch nicht alleine wohnen möchte, für den könnten neue Formen des Wohnens interessant sein. Es gibt zum Beispiel immer mehr ältere Menschen, die sich für eine Pflege-WG entscheiden, für ein Mehrgenerationenhaus oder für das Modell „Wohnen für Hilfe“. Dieses Projekt gibt es vor allem in Universitätsstädten. Studenten bewohnen hierbei für wenig Geld ein Zimmer im Haus oder in der Wohnung der Senioren und helfen dafür zum Beispiel im Haushalt oder Garten mit. Dieses Modell eignet sich für rüstige Senioren, die nur wenig Unterstützung brauchen. In einer Pflege-WG sind dauerhaft Pflegefachkräfte anwesend, die Bewohner sollen ihr gewohntes Leben jedoch so weit wie möglich weiterführen können und haben gleichzeitig soziale Kontakte.

In Mehrgenerationenhäusern hat zwar jede Partei ihre eigene Wohnung, einsam ist man dennoch nicht. Die Hausgemeinschaft ist das tragende Element. Im mittelhessischen Wetzlar gibt es zum Beispiel das Projekt WeiterRaum. In 17 Wohneinheiten leben Familien mit kleinen Kindern, Alleinstehende und Paare jeden Alters. Im Zusammenleben von Jung und Alt möchte die christlich geprägte Gemeinschaft füreinander da sein, gleichzeitig soll aber auch jedem seine Individualität und Freiheit erhalten bleiben. Es gibt regelmäßige gemeinsame Aktionen, die Senioren im Haus sind auch mal Babysitter für die Kleinsten und erhalten dafür zum Beispiel Hilfe im Garten oder im Haushalt. Die Pflege im Alter übernehmen die Bewohner nicht. Bei Bedarf sorgen sie jedoch dafür, dass professionelle Hilfe ins Haus kommt.

Kosten: Reicht das eigene Einkommen für die Pflege nicht, verlangt das Sozialamt von den Kindern Unterhalt. Wieviel die zahlen müssen, hängt vom „bereinigten Nettoeinkommen“ ab, also den monatlichen Netto-Einkünften minus Ausgaben wie zum Beispiel Altersvorsorge. Dieses Schonvermögen darf vom Sozialamt nicht angetastet werden. Derzeit sind fünf Prozent des aktuellen Bruttolohns für alle Monate seit Berufsbeginn geschützt. Und man geht von einer Verzinsung von vier Prozent aus.



Vorsorgen: Frühzeitig einen Überblick über die eigenen Finanzen verschaffen, spätere Einnahmen, Ausgaben und Ersparnis überschlagen. Es gibt private Pflegezusatzversicherungen. Sie sind aber nicht für jeden sinnvoll. Auch eine langfristige Geldanlage kann im Alter helfen, etwa durch ETF-Sparpläne, also Sparpläne mit börsengehandelten Indexfonds. Informationen dazu liefert zum Beispiel Finanztest (test.de/etf-einstieg).



Beispiele christlicher Pflegeeinrichtungen:

stiftung-hensoltshoehe.de
tannhäuser-biedenkopf.de
altvandsburg.de/pflegezentrum
 Senioreneinrichtungen des BEFG: bit.ly/2mnhFTW
schoenblick.de/pflegeheim

Hilfreiche Webadressen:

wohnenfuerhilfe.info
pflegestaerkungsgesetz.de

Fest in der Gesellschaft verankert

Pflegewissenschaftler Remmers hält diese neuen Wohnformen für eine mögliche Lösung für die Zukunft. Es gebe aber noch zu wenig wissenschaftliche Forschungen dazu, um festzustellen, wie tragfähig diese Modelle auf Dauer seien. Die Senioren könnten so länger selbständig leben, im Falle einer hohen Pflegebedürftigkeit sei das Pflegeheim aber immer noch eine wichtige Anlaufstelle.

Das wichtigste Anliegen für Remmers ist, älteren Menschen einen festen Platz in der Gesellschaft zuzusichern. Sie dürften nicht ins Hintertreffen geraten. „In unserer Gesellschaft wird mehr und mehr auf Produktivität gesetzt“, sagt er. Wer dazu wegen seines Alters nichts mehr beitragen könne, „findet sich in unserer Gesellschaft nicht mehr angemessen wieder, das heißt in seinen gesamten Lebensleistungen nicht mehr voll anerkannt“. Der menschliche Aspekt müsse daher auch bei der Pflege viel stärker in den Mittelpunkt gerückt werden.

Ein Stück weit tragen dazu bereits Pflegerinnen wie Petra Weiß bei. Trotz „blöder Arbeitszeiten“ am Wochenende oder an Feiertagen sagt sie: „Ich würde es jederzeit wieder machen.“ ■

HOTEL-VISION

Vier junge Schweizer lieben das Meer und die senegalesische Kultur. Mit einem Surfhotel wollen sie Arbeitsplätze in dem Land schaffen. Die Einnahmen des Hotels sollen eine Kindertagesstätte und kleinere lokale Projekte finanzieren. Die Motivation für das Projekt schöpfen die Unternehmer aus dem christlichen Glauben.



Fotos: Samuel Sommer

DER WEG ZUR PERFEKTEN WELLE

Vier junge Schweizer bauen ein Hotel im Senegal auf. Die Christen wollen Surfsportbegeisterte aus aller Welt an die Westküste Afrikas locken. Neben dem Freizeitvergnügen für Wassersportler soll das Hotel Arbeitsplätze für Einheimische schaffen und als Ausgangspunkt für humanitäre Projekte in der Region dienen. | VON NORBERT SCHÄFER

Salome Meier, Elias Gafafer, Simone Stäheli und Silas Rupp sind zwischen 21 und 27 Jahre alt und Hotelbesitzer. Rupp ist der Älteste der Jungunternehmer und der Geldgeber. Er hat einen Masterabschluss in International Affairs der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität St. Gallen in der Tasche. Doch statt eine Karriere in einem schweizerischen Bankhaus mit weltweit bestehenden Aufstiegschancen anzustreben, baut der junge Christ aus dem Kanton Appenzell lieber ein Hotel mit Freunden im Senegal auf. Die Geschäftspartner legen nicht sonderlich viel Wert auf das große Geld oder eine brillante Karriere. Authentisch wollen sie sein und glaubwürdig. Ihre Leidenschaft ist der christliche Glaube. Aus diesem erwächst auch die Liebe der jungen Leute zu anderen Menschen. „Niokobokk“ heißt deshalb ihre Herberge im Senegal. Das bedeutet „Wir teilen es“ in Wolof – der gleichnamigen Sprache der Volksgruppe Wolof, die praktisch von allen Senegalesen gesprochen wird.



Senegal liegt an der Atlantikküste im äußersten Westen Afrikas. Hier eröffnen vier junge Erwachsene ein Hotel für Surfsportbegeisterte.



Das christliche Hotel liegt im Viertel „Ngor“ der Hauptstadt Dakar und ist nur rund 100 Meter vom Strand entfernt.

Die Hotelgäste sollen, wenn im Januar 2019 der eigentliche Hotelbetrieb startet, am Leben der Einheimischen im Viertel teilhaben und die örtliche Nachfrage fördern, indem sie die umliegenden Restaurants entdecken, das lokale Taxiunternehmen nutzen, Getränke bei den Ladenbesitzern und den Straßenverkäufern im Quartier einkaufen. „Wir bieten auch die Möglichkeit, an freiwilligen Einsätzen im Quartier teilzunehmen. Etwa am geplanten Programm für Straßenkinder oder dem gemeinsamen Plastikmüll sammeln am Strand.“ Viele ausländische Hotelbesitzer vermieden den Kontakt zur lokalen Bevölkerung, das wollen die Schweizer auf keinen Fall. „Zudem essen wir mit unseren Angestellten zusammen.“ Rupp sagt: „Niokobokk‘ soll kein von Mauern eingefasstes Ferienresort werden wie beispielsweise in Kenia, wo man abgeschottet seinen Strandurlaub verbringt.“ Im Gegenteil, der Kontakt mit den Einheimischen soll gefördert werden. Dahinter verbirgt sich ein christliches Motiv. „Die Gäste sollen Teil

der Nächstenliebe werden, die uns in den Senegal geführt hat“, wünschen sich die Freunde. „Es ist unsere Hoffnung, dass die Volksgruppe der Wolof von Jesus hört, indem wir unseren Glauben in Tat und Wort leben.“

Die Immobilie am Strand „Ngor Tefes“ hat Rupp 2016 erworben. Zu der Zeit war das ehemals erste Surfcamp der Region zu einer Spelunke mit Prostitution und kleinkriminellem Drogenhandel verkommen. Dennoch musste er 86.000 Euro für die Immobilie zahlen. Davon gingen mehr als 15.000 Euro für Verwaltungsgebühren drauf. Das Geld für das Hotelinvestment hat Rupp von seinen Eltern, die es geerbt und an den Sohn weitergegeben haben. Der Vater wollte vor der Schenkung einen Businessplan sehen. Den hat der Sohn vorgelegt und konnte damit den Vater überzeugen. „Zum Glück ist das Land nicht mega-korrupt“, sagt Rupp. Der französische Einfluss aus der Kolonialzeit sei noch deutlich zu spüren. Allerdings gibt es im Senegal kein Grundbuch. Deutsche Bürokratie ist in weiten Teilen

des Landes ein Fremdwort. „Du kaufst Immobilien über wichtige Leute im Quartier“, erklärt Rupp. Alle wichtigen Dokumente behält er in der Schweiz. Sicher ist sicher.

Nach dem Kauf stand die Renovierung an. Dabei haben Freunde aus der Schweiz und Handwerker aus dem Viertel geholfen. Entrümpeln, mauern, streichen, reparieren. Mittlerweile sind die Zimmer des Hostels renoviert, mit Doppelbetten ausgestattet und werden an Touristen, meist sind es noch Freunde und Bekannte, vermietet. „Zur Zeit ist unsere Herberge vom Standard her noch ein Hostel für Individualisten“, sagt Rupp. Nun soll daraus ein vollwertiges Hotel entstehen. Eine Wellness-Oase wollen sie nicht aufbauen, das passe nicht zum Surfer-Image. Üppiger Komfort und aufwendiger Lebensstil seien für Surfer nicht angebracht. „Wir arbeiten mit Nachdruck am ersten Zacken des ersten Sterns“, erklären die Schweizer schmunzelnd. „Ein bisschen Abenteuerlust muss ein Surfer für seinen Sport schon mitbringen“, sagt



Fotos: Samuel Sommer

Die Hotelgäste sollen nicht in einer abgeschirmten Touristen-Festung wohnen, sondern am Leben im Viertel teilhaben



„Ngor Rights“ gilt unter Surfern als die drittbeste Welle Afrikas. Anfänger und Fortgeschrittene finden hier hervorragende Bedingungen.

Rupp. Damit alles fertig wird und zur Eröffnung des Hotel tipptopp für die Gäste ist, wollen die Jungunternehmer noch rund 40.000 Euro in das Herrichten des Viererzimmers, der sieben Doppelzimmer, der drei Wohnungen und Aufenthaltsräume, der Küche und der Materiallager investieren. Etwa die Hälfte der Summe hat das Team durch Crowdfunding bereits aufgebracht. Vor der Hotelöffnung 2019 sollen noch eine Köchin, ein Hausmeister und Zimmermädchen eingestellt werden. Bisläng kümmern sich ein Zimmermädchen, ein Hausmeister und eine weitere Fachkraft um den Betrieb.

Mit der Mission fing alles an

Das Land an der Westküste des afrikanischen Kontinentes hat mit rund 15,4 Millionen Menschen fast doppelt so viele Einwohner wie die Schweiz. Die Fläche Senegals ist mehr als 4,5 mal so groß, aber im Gegensatz zum Land der Eidgenossen touristisch bislang noch wenig erschlossen. Doch die Branche wächst. Gründe sind der schier endlose Sommer – die Temperaturen liegen zwischen 22 und 27 Grad im Winter an der Küste und über 40 Grad Celsius am Ende der Trockenzeit im Landesinneren – und die malerische Küste. Ngor, ein Stadtteil der Hauptstadt Dakar, hat sich zu einem Magneten für Wellenreiter entwickelt, der Wassersportbegeisterte mit etwas Abenteuerlust aus al-

ler Welt anzieht. „Hier können neben den Könnern auch die Anfänger surfen, weil die Küste längst nicht so überlaufen ist wie die bekannten Strände Hawaiis, Kaliforniens oder Australiens“, sagt Rupp.

2010 war er zum ersten Mal im Rahmen

Studium alles theoretisch gewesen, damit habe er Schwierigkeiten gehabt. Er musste ein Semester wiederholen. „Mit ‚Niokobokk‘ wurde dann schlagartig alles ganz praktisch.“ Von da an lief es mit dem Studium an der Elite-Uni.

„ES IST UNSERE HOFFNUNG, DASS DIE VOLKSGRUPPE DER WOLOF VON JESUS HÖRT, INDEM WIR UNSEREN GLAUBEN IN TAT UND WORT LEBEN.“

eines Missionseinsatzes mit dem Hilfswerk Serving in Mission (SIM) im Senegal. Prompt verliebte er sich in das Land, dessen Menschen und den Surfsport. Allerdings fiel ihm auf, dass es trotz der hervorragenden Bedingungen für Surfer bis dato kaum touristische Angebote gab. Die Wassersportler waren gezwungen, selber Unterkunft, Essen, Ausrüstung und Transporte zu organisieren. Da war die Idee für das Surferhotel geboren. Nach seiner Rückkehr absolvierte Rupp seinen Militärdienst in der Schweiz und begann 2012 mit dem Studium in St. Gallen. „Mich hat interessiert, wie man ein Unternehmen aufbaut“, sagt der Jungunternehmer. Zuerst sei jedoch im

Wenn der Hotelbetrieb erstmal in Schwung gekommen ist, wollen die jungen Christen Arbeitsplätze rund um das Hotel schaffen und zudem nachhaltige Entwicklungsprojekte im Viertel angehen. Eine Kindertagesstätte für Straßenkinder und eine Kompostieranlage im Kampf gegen die Abfallprobleme der Stadt sind bereits angedacht. Nachhaltigkeit ist den jungen Unternehmern wichtig. „Die krasse, brutale und wunderschöne Schöpfung mit Wiesen, Feldern und Meeren müssen wir bewahren“, sagen sie. Und weiter: „Gott freut sich, wenn wir für dieses Mega-Geschenk Verantwortung übernehmen und mithelfen, dass es so schön bleibt.“ ■



Silas Rupp ist 1991 geboren. Er hat einen Abschluss als Master of International Affairs der Universität St. Gallen. „Das Projekt Niokobokk widme ich den Menschen, die weniger Chancen hatten als ich.“ Rupp kümmert sich um alle wirtschaftlichen und organisatorischen Belange im Senegal und in der Schweiz.



Salome Meier ist 1996 geboren. „Ganz Niokobokk soll zu Gottes Ehre sein. Wir wollen uns als seine Werkzeuge brauchen lassen.“ Die Reiseverkaufrfrau wird sich vor allem darum kümmern, das Hotel zu vermarkten.



Simone Stäheli ist 1994 geboren. Die Oberstufenlehrerin wurde während eines Surfurlaubs auf Bali vom Surfvirus infiziert. „Ich träume davon, den Senegalesen ein Stück der bedingungslosen Liebe und Akzeptanz weiterzugeben, welche ich jeden Tag neu in Jesus erleben darf.“ Stäheli wird Gafafer begleiten und als Lehrerin an einer deutschsprachigen Schule in Dakar dafür sorgen, dass neben den Einnahmen aus dem Hotelgeschäft in der Startphase ausreichend Geld in die Kasse kommt.



Elias Gafafer ist 1993 geboren. Der Kaufmann hat sich während seines Studiums am Hillsong College in Australien in das Surfen verliebt und hat bereits als Surflehrer gearbeitet. „Mein Herz schlägt für Menschen in Armut in Afrika und ich habe den Wunsch, ein Teil ihrer Gesellschaft zu werden.“ Er wird für zwei Jahre in den Senegal übersiedeln, um vor Ort als Surflehrer und Koordinator das gemeinsame Projekt voran zu bringen.

SENEGAL

Staatsform: Republik
Hauptstadt: Dakar
Einwohnerzahl: rund 15 Millionen
Amtssprache: Französisch
Religion: Mehr als 90 Prozent der Bevölkerung bekennen sich zum sunnitischen Islam
Wirtschaftskraft: Im Jahr 2018 beträgt das Bruttoinlandsprodukt (BIP) pro Kopf geschätzt rund 1.037 Euro (zum Vergleich: Das BIP in Deutschland beträgt 43.719 Euro)
Kindersterblichkeit: 56,3 Todesfälle auf 1.000 Lebendgeburten (zum Vergleich: In Deutschland liegt der Wert bei 3,8)

Anzeige



FSJ/FACHABITUR-PRAKTIKUM

AB SOFORT

ANFORDERUNGEN

Glaube an Jesus Christus, gute Deutschkenntnisse, PC-/Office-/Internet-Kenntnisse, Führerschein Klasse B

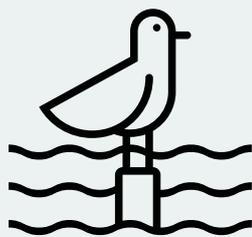
AUFGABEN

Verwaltung, Korrespondenz, Büro-Organisation, Fahrdienste Mitarbeit im hauswirtschaftlichen/technischen Bereich Präsentation unserer Arbeit auf Messeständen

Wir bieten Ihnen eine sehr interessante, vielfältige Tätigkeit in einem jungen und dynamischen Team.

Ein Taschengeld wird gezahlt und eine Unterkunft kann gestellt werden.

Richten Sie die Bewerbung an: Christlicher Medienverbund KEP
 Steinbühlstraße 3 · 35578 Wetzlar · (0 64 41) 9 15 151 · office@kep.de



MEER - EVANGELIUM

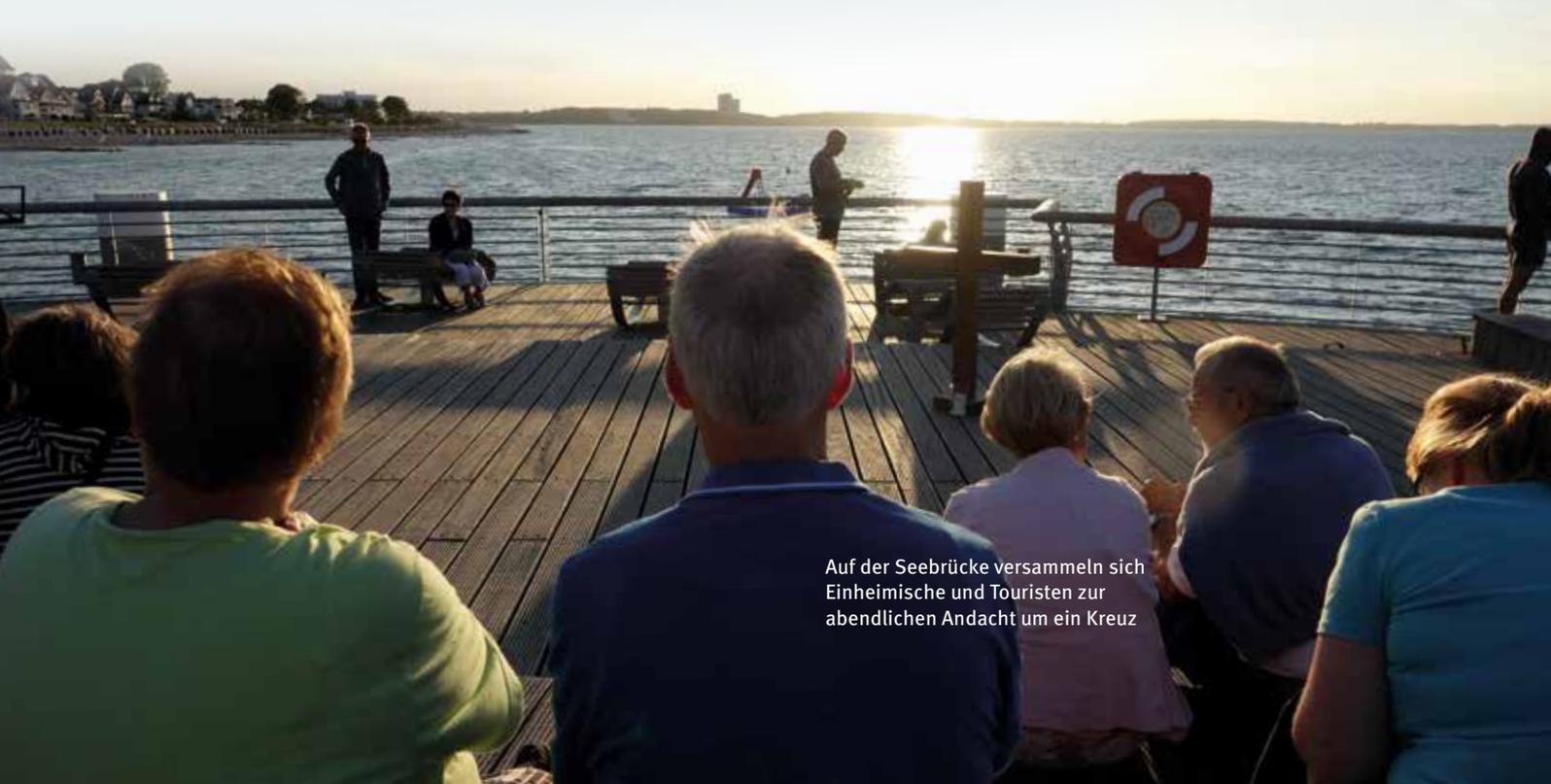
Wenn Hunderttausende im Sommer am Strand liegen, Eis und Pommes essen und es sich gut gehen lassen, arbeiten Katharina Gralla und Johannes Höpfner. Die Strandpastorin der Kirchenregion Strand und der Gemeindepfarrer von Niendorf verkündigen das Evangelium an der Ostsee. In einer Saison erreichen sie mehr Gottesdienstbesucher als andere Pfarrer in einem ganzen Jahr. | VON NORBERT SCHÄFER

Der Strand an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste bei Niendorf leert sich. Immer noch ist es heiß an diesem Julitag, und letzte Urlaubsgäste suchen Abkühlung in der Ostsee. Auf der Seebrücke sind drei Halbkreise mit Sitzreihen, einem Amphitheater gleich, nach Westen ausgerichtet und bieten den Urlaubsgästen ein beeindruckendes Naturschauspiel. Die rotglühende Sonnenscheibe nähert sich zügig und unaufhaltsam der Horizontlinie. Dazu der Rhythmus der Wellen, die Weite des Meeres, das in der untergehenden Sonne verheißungsvoll schimmert.

Das abendliche Schauspiel nutzt Strandpastorin Katharina Gralla für ihre Andacht, der „Atempause am Meer“. Am Ende der Seebrücke hat Gralla dafür eine kleine Lautsprecheranlage aufgestellt und ein Holzkreuz platziert. Mit den Anglern und ihren Geräten muss sie sich arrangieren. Der Wind zerzaust ihr die schulterlangen Haare und wirbelt den Talar durcheinander,

aber das stört die Pastorin der Kirchenregion Strand der Nordkirche nicht. Sie begrüßt die Zuhörer herzlich. Rund 130 Menschen sind an diesem Donnerstag gekommen und nehmen Platz am Ende der Seebrücke, begleitet von Gitarrenklängen von „Nothing else matters“ und mit Kerzen und Liedheften ausgestattet. Gemeinsames Singen. Lesung eines Bibeltextes. Die Pastorin erzählt eine kurze nachdenklich stimmende Geschichte. Stille. Das Vaterunser. Als die Sonnenscheibe bei Querflötenmusik das Meer berührt, versinken viele der Anwesenden vor der gewaltigen Kulisse in Gedanken, richten den Blick auf den Horizont. „Was wirklich wichtig ist“ ist das Thema an diesem Abend. „Wir bieten ein niedrigschwelliges Angebot“, sagt Gralla. „Die Menschen haben im Urlaub Zeit und erinnern sich an Dinge, für die sonst im Alltag wenig Zeit bleibt.“

Die Pastorin sagt: „Das Meer ist ein Ort, an dem sich Menschen durch die Weite andere Gedanken machen als zuhause.“



Auf der Seebrücke versammeln sich Einheimische und Touristen zur abendlichen Andacht um ein Kreuz



Fotos: pro/Norbert Schäfer



Gemeindepfarrer Höpfner nimmt gerne an den Andachten seiner Kollegin teil (oben links).
 Sonnenuntergang am Strand von Niendorf (oben rechts).
 Der Hafen ist Ausgangspunkt für Seebestattungen (unten links).

In den abendlichen Andachten behandelt sie deshalb vor allem existenzielle, zentrale Lebensfragen. „Ich glaube, dass Menschen im Urlaub für derlei Fragen offener sind, wenn sie die Seele einmal baumeln lassen können.“ Urlaub, Natur, Meer und Weite spielen der Pastorin in die Karten. „Ich muss lediglich die Impulse setzen, die Situation mit Deutung und Sinnangeboten füllen.“ Die gewisse Anonymität am Urlaubsort führe dazu, dass Menschen Andachten und Gottesdienste besuchen, die das zuhause eher selten täten.

Das hat auch Johannes Höpfner, Gemeindepastor in Niendorf, beobachtet. Zu seinen 1.600 Gemeindegliedern zählen noch 500 bis 600 Personen, die hier ihren Zweitwohnsitz haben. Viele der Touristen gehen sonntags in die Petri-Kirche. „Pfingsten war die Kirche rappellvoll. Dreiviertel der rund 250 Gottesdienstbesucher waren Gäste“, schätzt er. Januar und Februar ist keine Saison. Dann sind auch schon mal nur 30 Besucher im Gottesdienst. „Der Urlaub ist das Highlight, auf das man sich das ganze Jahr freut. Ich habe den Anspruch, den Urlaubern etwas Besonderes mitzugeben“, sagt Höpfner. Er will mehr bieten als Sommerkonzerte und kulturelles Programm.

In seiner Gemeinde herrscht größtenteils Freude darüber, dass das Kirchenschiff sonntags mit Touristen gefüllt ist und Menschen nach Gottes Wort fragen. Dann sei auch der Gesang kräftig. Dafür ist er dankbar, denn von Kollegen anderer Gemeinden an der Küste hat er Gegenteiliges gehört. Etwa, dass Gemeindeglieder dort kritisieren: „Für die Gäste wird alles getan und für unsere eigenen Leute, da tut man viel zu wenig.“ „Da wird einer Konkurrenz das Wort geredet“, sagt Höpfner

Katharina Gralla, 52 Jahre, ist von Mai bis September Strandpastorin in der Kirchenregion Strand. Fünf Gemeinden rund um die Lübecker Bucht zwischen Niendorf und Sierksdorf gehören dazu. Die Pastorin sieht sich als eine Art Arbeitsmigrantin, die wie viele Kellner und Hotelangestellte während der Saison im Hintergrund dafür sorgt, dass andere sich entspannen und erholen können. „Die Region ist ein touristischer Hotspot. Da muss Kirche im Sommer verstärkt präsent sein.“ Gralla organisiert die Öffentlichkeitsarbeit für rund 180 Sommer-Veranstaltungen, pflegt den Kontakt zu den Tourismusagenturen, tauf und traut viele Gäste am Strand und in den Kirchen.

kopfschüttelnd, die er aus Niendorf nicht kenne – so eine Art untergründiges Gegeneinander. Seine Petri-Kirche hat seit ihrer Grundsteinlegung 1898 Erfahrung mit Touristen. Damals hatte ein Lübecker Pfarrer die Kirche auf private Initiative hin für die steigende Zahl der Sommergäste gebaut. Erst 1946 wurde Niendorf offiziell zur Kirchengemeinde erhoben.

Da der Pfarrer nicht weiß, welche Form des Glaubens die meisten Touristen praktizieren, hat er beide große Konfessionen im Gottesdienst im Blick. „Ich habe es mir angewöhnt, dass ich mindestens eine Bitte im Fürbittengebet für die katholischen Glaubensgeschwister formuliere“, erklärt Höpfner. Er führt Taufen und Trauungen auch am Strand durch. Oft ist das Meer nur Kulisse, dann wieder Handlungsort. Etwa wenn er im Meer mit Ostseewasser tauft. Oder wenn er für Seebestattungen angefragt ist.



Fotos: pro/Norbert Schäfer



Johannes Höpfner, 46 Jahre, ist seit Dezember 2013 Gemeindepastor der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Niendorf. Höpfner stammt aus der ehemaligen DDR und ist in vierter Generation Pfarrer. Er hat angesichts des Wohlstandes in der Region den Blick für materielle Not von Menschen nicht verloren und ist als Theologe pragmatisch: „Ich taufe auch im Meer mit Ostseewasser. Es reicht, wenn die trinitarische Taufformel gesprochen wird und Wasser fließt. Das ist lutherisch.“

Bevor Gralla vor zwei Jahren die Stelle als Strandpastorin antrat, hatte Höpfner die Befürchtung, dass so etwas wie Konkurrenz zwischen den beiden Geistlichen aufkommen könnte. „Als ich die Kollegin kennen lernte, war der Gedanke gar nicht mehr da. Ich empfinde sie als große Bereicherung“, sagt der Gemeindepastor. „Man ist ja gerne auch mal Hörender. Das hat man nicht so oft als Gemeindepastor.“ Er geht selber gerne zu den Seebrückenandachten seiner Kollegin. Allerdings in Zivil.

Ostsee-Andachten mit besonderem Charme

Sabine Krüger kommt sonst zum Yoga auf die Seebrücke. Mit dem Meer ist auch ihre Familiengeschichte verbunden. Nach mehr als 30 Jahren in Berlin ist sie zurück gekommen an die Küste. Sie findet es schön, dass sich bei der Seebrückenandacht Einheimische und Urlaubsgäste mischen. „Es ist selten, dass man etwas gemeinsam macht.“ Von der Andacht auf der Seebrücke hatte sie gelesen und will einer Freundin aus Finnland, die sie besucht und die an dem Tag Geburtstag hat, etwas Besonderes bieten.

Als Gralla und Höpfner an diesem Abend den Heimweg antreten, ist es bereits dunkel. Auf der erleuchteten Seebrücke schlendern nur noch vereinzelt Pärchen über die nun nachtschwarze Ostsee. Auch die Angler haben längst ihre Sachen zusammengepackt. Das Meer rauscht bedächtig und spült dabei Sinnfragen für die kommenden Gäste an den Strand. ■

Anzeigen

JÜRGEN WERTH

»Bleiben Sie offen für Überraschungen!«

Dieses Buch lädt ein, den Blick zu weiten für die heitere Gelassenheit im Herbst des Lebens. Für alle, die die Möglichkeiten ihrer späteren Jahre mit wachem Sinn und offenem Geist entdecken möchten. Gut gelaunt und voller Inspiration und Lebensklugheit.

€ 15,00 (D)
ISBN 978-3-579-08709-2
Auch als E-Book erhältlich

Erfahren Sie mehr zu diesem Buch unter www.gtvh.de

GÜTERS DIE LOHERVISION VERLAGSEINER HAUSNEUENWELT

Sinnstiftend
und wegweisend!

Deine berufsbegleitende Ausbildung zum

Seelsorger

ALH

www.alh-akademie.de ☎ 0800/34 22 100 (kostenfrei)

Leserreaktionen



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

Zu „Der besorgte Bürger“

Porträt des AfD-Politikers Volker Münz

Es ist nichts Ungewöhnliches, dass ein Politiker sich als Christ zu erkennen gibt. Aber dass ein Politiker, wie der AfD-Abgeordnete Volker Münz den Mythos des Turmbau zu Babel mit seiner Sprachverwirrung ins Spiel bringt, ist schon beachtenswert. Laut Münz beweist dieser legendäre Turmbau zu Babel, dass Gott die Nationalstaaten will und Einigkeitsbemühungen mit der Sprachenvielfalt bestraft hat. Merkwürdigerweise verschweigt er dabei als bibeltreuer Christ, dass gerade die Sprachenvielfalt in Apos-telgeschichte 2,1-11 durch ein Sprachenwunder wieder aufgehoben und wohl doch nicht als Heilsziel Gottes gesehen wurde. Aber solche „Entwicklungen“ interessieren fundamentalistische Kreise weniger, vor allem, wenn sie nicht in das Schwarz-Weiß-Denken passen. Bei einem Privatmann akzeptiere ich so ein Denken. Aber bei einer Person des öffentlichen Lebens, einem Politiker, ist es nicht akzeptabel, dass er sein fundamentalistisches Bibelverständnis öffentlich verbreitet.

Heinz Rudolph, Albershausen

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefo-



nieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteurin Martina Blatt.

Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 75

Ich habe mich gefreut, dass Sie ein Porträt über einen AfD-MdB bringen. Mit Volker Münz kann ich mich voll identifizieren. Auch ich war Anhänger der CDU, bis sie weit nach links rutschte. Das zeigt sich unter anderem in der Abschaffung der Wehrpflicht und der Atomkraftwerke sowie der Zulassung der „Ehe für alle“. Herr Münz ist der typische konservative Vertreter. Vor 30 Jahren stand die CDU noch für dieselben Werte. [...] Natürlich ist in der AfD nicht alles gut, aber sie ist zurzeit die einzig wählbare Alternative. Es kann doch nicht falsch sein, für ein starkes Deutschland und christliche Werte wie Familie und Schutz vor Christenverfolgung einzutreten. Leider stößt Herr Münz auf Ablehnung durch die Evangelische und Katholische Kirche, das war klar. Warum sich aber die Deutsche Evangelische Allianz von der AfD distanziert, bleibt mir ein Rätsel.

Dirk Berger, Meckenheim

Auf den ersten Blick dachte ich: O weh, jetzt werden wieder Märtyrer verehrt. Aber dann ... Ein gründlich recherchiertes, klug beobachtetes und fair kommentiertes Porträt, in dem die klaren Grundsatzpapiere der Deutschen Evangelischen Allianz zitiert und gewürdigt werden und man Rassismus-Verharmloser nicht als „wertkonservativ“ umetikettiert. Toll, klug und in dem Hause wahrscheinlich sogar mutig. Danke dafür!

Andreas Malessa, per E-Mail

Zu „So kommt das Evangelium in die Schwarze Szene“

Ein Team von Christen verteilt „Gothic-Bibeln“ beim Wave-Gotik-Treffen (WGT) und spricht dort vom christlichen Glauben.

Ich war selber viele Jahre in der schwarzen Szene unterwegs, und auch heute noch höre ich gerne viele der guten alten Songs. Das erste, was ich mir als frisch gebackener Christ von Geschwistern anhören musste, war: Das sind alles Satanisten, davon sollte ich mich un-

bedingt distanzieren ... Weit gefehlt und fernab von der Wahrheit! Viele Leute der Szene sind absolut suchende Menschen, die an der Welt – so wie sie ist – keinen Gefallen und keinen Sinn und für sich keinen Platz darin finden. Und da die Welt und das Leben (scheinbar) nichts zu bieten haben, suchen sie eben beim Tod, in der Dunkelheit, in der Melancholie. Natürlich gibt es auch die krassen Beispiele, die Gott und Jesus verachten und in den Dreck ziehen, aber das tun sogar ganz bürgerliche Leute. Bloß tragen die Designer-Klamotten und sind in exponierten Positionen tätig. Also ein großes Lob an Nico Ottenberg und Milan Klein – Jesus wäre mit Sicherheit auch zum WGT nach Leipzig gegangen, um dort die Menschen zu seiner Liebe einzuladen!

Carola Stoevesandt, Porta Westfalica

Zu „Lasset die Kinder zu mir kommen“

Wie es konfessionellen Kitas gelingt, Kindern den Glauben zu vermitteln

Für Kinder ab drei Jahren ist es sehr gut, in einen christlichen Kindergarten zu gehen. Aber für unter drei Jahren gilt das nicht. Man hat die christlichen Kindergärten einfach für die Kleinkinder erweitert. Das Gedeihprogramm für kleine Kinder sieht Stillen und sichere Bindung vor. Vor allem Oxytocin – das Bindungshormon, das unser sogenanntes emotionales Gehirn so aufbaut, dass es später zu Gefühl, Mitgefühl, Liebe, Beziehung fähig ist – wird in der vertrauten Zweisamkeit zwischen Mutter und Kind ausgeschüttet. In der Trennungssituation unter drei wird Studien zufolge toxischer Stress in Form des Hormons Cortisol bei vielen Kindern gemessen. Das ist ein Hochrisikofaktor für eine verschlechterte Stressregulation lebenslang. Für seelische, psychosomatische und körperliche Erkrankungen, aber auch für alle Formen von Beziehungsproblemen. Cortisol beschädigt das frühkindliche Gehirn in seiner verletzlichsten Phase.

Hanne Kerstin Götze, Bad Köstritz



Foto: pro/Anna Lutz

Zwischen Platte und Kirche im Kiez: Petra Pau in ihrem Berliner Wahlkreis Marzahn-Hellersdorf

Leise gegen die Lauten

Die Linke will, dass die Kirche weniger Rechte hat. Eine der bekanntesten Politikerinnen der Partei ist getauft, konfirmiert und bezeichnet sich als gläubig: Bundestagsvizepräsidentin Petra Pau, einst engagiert in der SED, bemüht sich, mit dem Klischee der gottesfernen Linken aufzuräumen. pro hat sich mit ihr getroffen und versucht herauszufinden, wie das alles zusammenpasst. | VON ANNA LUTZ

Aus einem goldbraunen Audi A8 heraus zeigt Petra Pau auf eine Holzkirche vor der Kulisse trist-grauer Plattenbauten in Berlin-Marzahn. Hier ist die russisch-orthodoxe Gemeinde untergekommen, ein Kreuz mit den typischen drei Querbalken zeugt auf der Kirchturmspitze von der Denomination. „Ich bin nicht ganz unschuldig daran, dass es diese Kirche gibt“, sagt Pau. Damit die Orthodoxen ihr Obdach nicht länger in der nahegelegenen protestantischen Gemeinde haben mussten, habe sie sich für den Bau stark gemacht. Mittlerweile hat die Linkenpolitikerin dort auch schon den ein oder anderen Gottesdienst besucht. „Eine besondere Erfahrung“ nennt sie das und lächelt. Eine mehrstündige Osterfeier ohne Sitzgelegenheiten, wie bei Orthodoxen üblich, ist für sie, die protestantische Wurzeln hat, gewöhnungsbedürftig. Mit dem Fahrdienst des Deutschen Bundestages geht es weiter durch den Kiez, über Kopfsteinpflaster in Alt-Marzahn und vorbei an evangelischen und katholischen Gotteshäusern. Pau weiß zu jedem etwas zu erzählen und empfiehlt am Ende der Tour noch die kirchenhistorische Ausstellung gleich ums Eck.

Nicht wenige dürfte Paus demonstrative Wertschätzung für die Kirchen überraschen. Denn sie ist nicht nur Politikerin der kirchenkritischen Linken, von der zudem jüngst bekannt wurde, dass sie im Bundestag auf eine Liberalisierung des Abtreibungsrechts pochen wird – ein NoGo für viele Christen. Zu DDR-Zeiten war die heutige Bundestagsvizepräsidentin SED-Mitglied, wurde in den Instituten der Partei unter anderem zur Lehrerin ausgebildet und arbeitete für die Freie Deutsche Jugend (FDJ), bis die Mauer fiel. Der CSU-Politiker Peter Ramsauer soll sie einer Anekdote zufolge im Bundestag einmal als „gottlose Type“ bezeichnet haben, weil sie für einen 22. Dezember, kurz vor den Weihnachtsfeiertagen, eine Sondersitzung des Plenums zur Abstimmung über Hartz IV forderte. Pau erzählt die Geschichte gerne und oft. Auch, weil sie das Klischee der gottlosen Linken mit Genuss widerlegt. Pau ist nicht nur als Protestantin in der DDR groß geworden. Sie hilft auch regelmäßig bei kirchlichen Projekten, stand etwa schon bei der Heilsarmee an der Drehorgel. Sie sprach eine öffentliche Fürbitte bei der Beisetzung ihres CDU-Kollegen Peter Hintze im Jahr 2016 und betete beim Gottesdienst anlässlich der Konstituierung des Bundestages 2017 öffentlich für einen respektvollen Umgang der Politiker miteinander. „Ich würde heute von mir sagen, ich bin ein gläubiger Mensch“, erzählt sie bei Carpaccio, Sprudelwasser und Espresso in einer Marzahner Pizzeria. Wieso ist eine Linke gläubig, oder andersherum: eine Gläubige bei den Linken? Wieso hat eine Getaufte eine klassische DDR-Laufbahn absolvieren können? Und was bedeutet Petra Pau der Glaube heute?

Regimetreu im Osten, SED-kritisch im Westen

Sie wird 1963 – zwei Jahre nach dem Mauerbau – in Ost-Berlin geboren. Ihre ersten Erinnerungen drehen sich vor allem um den evangelischen Kindergarten, in den die protestantische Mutter sie schickt. Als Getaufte darf sie den besuchen, anderswo kann ihre berufstätige Mutter sie nicht unterbringen – die Plätze reichen in der DDR noch nicht aus. Die Taufe selbst war Ergebnis eines Kompromisses zwischen der gläubigen Mutter und dem atheistischen Vater. „Es lag meiner Mutter am Herzen, auch wenn sie selbst kaum in die Kirche ging“, sagt Pau. In der Schulzeit besucht Pau die Christenlehre und anschließend den

Konfirmandenunterricht. Als wirklich gläubig habe sie sich damals nicht empfunden, dafür aber eine Nähe zur Kirche und vor allem der Gruppe junger Menschen, mit denen sie dort zusammen war, gefühlt. Staatlicherseits habe sie deswegen nie Probleme gehabt oder Repressionen erlebt, sagt sie rückblickend. Vorbehalte gegen Christen bekommt sie nur in abgemilderter Form während des Studiums zu spüren, als sie gefragt wird, ob sie in der Kirche sei oder nicht. Pau will Lehrerin und Pionierleiterin werden und beschließt, ihre Konfirmation fortan nicht an die große Glocke zu hängen. Denn klar ist damals: Die DDR erwartet von ihren Lehrkräften, keinem Glauben anzuhängen. „Ich habe das dann einfach für mich gelebt“, erinnert sie sich und fügt hinzu: „Ich hatte großes Glück.“ Ihr sei bewusst, dass andere Christen die Wucht des kirchenfeindlichen Regimes stark zu spüren bekamen. Sie durften bestimmte Bildungswege nicht einschlagen, wurden überwacht, landeten gar im Gefängnis. Dass ihr das erspart blieb, erklärt Pau sich heute mit einer eher liberalen Ost-Berliner Haltung zum Thema: „Ich weiß, anderen ging es schlechter.“

„Ich würde heute von mir sagen, ich bin ein gläubiger Mensch.“

Eine erste Anstellung findet sie 1983 im Prenzlauer Berg, ist dort plötzlich umgeben von Kindern aktiver Bürgerrechtler. Auch getrieben von ihren eigenen Erfahrungen als Protestantin in der DDR beschließt sie: „Ich grenze kein Kind aus, egal, ob es in der staatlichen Kinderorganisation ist oder nicht.“ Doch sie beteiligt sich nie aktiv am Widerstand gegen das System. Erst nach dem Ende der DDR räumt sie auf – mit sich, ihrer Vergangenheit mit der SED und dem Mauerbau. Sie distanziert und entschuldigt sich – teils gegen Widerstand aus der eigenen Partei. Pau sitzt heute seit fast zwanzig Jahren im Deutschen Bundestag. Die 1,63 Meter kleine Frau zählt zu den Großen bei der Linken. Davon können auch Sommersprossen und ein roter Bürstenschnitt nicht ablenken, die die 55-Jährige ungewöhnlich jung wirken lassen. Zu ihrer Arbeit als Pionierleiterin und Lehrerin sagt sie: „Jeder, der in diesem System und wie ich in einem Beruf gearbeitet hat, wo er Einfluss auf die Biografien von Menschen hatte, muss sich die Frage nach der eigenen Verantwortung stellen.“ Die Tageszeitung taz nannte sie einmal eine „selbstkritische Linke“.

Es ist der 4. November 1989, als ihr persönlicher Tag der Wende kommt. Eine Million Menschen demonstrieren auf dem Alexanderplatz, offiziell von der Staatsführung genehmigt, das Regime steht kurz vor dem Zusammenbruch. Pau tritt wenige hundert Meter weiter wie jeden Morgen ihren Dienst beim Zentralrat der FDJ im Büro Unter den Linden an – dem heutigen Standort des ZDF in Berlin. Auf ihrer Agenda steht die Vorbereitung eines Referats. Damit soll eine Weiterbildung eröffnet werden. Doch es kommt anders. Sie und ihre beiden Kolleginnen schenken dem Fernseher und den Ereignissen in unmittelbarer Nähe

mehr Beachtung als der Arbeit. Als sie schließlich zum Mittagimbiss in die Kantine gehen, trauen sie ihren Augen nicht: Soldaten mit Militärausrüstung stehen im Innenhof bereit. Um gegen die „Konterrevolutionäre“ vorzugehen, sollen sie am Brandenburger Tor durchbrechen, heißt es. „Das war der Punkt, an dem wir geschlossen sagten: Es reicht. Wir packten unsere Sachen und fuhren nach Hause. Der geplante Lehrgang fand dann nie statt“, erinnert sich Pau.

Den Abend des Mauerfalls wenige Tage später verschläft sie. Pau wohnt damals schon im Ost-Berliner Stadtteil Hellersdorf, fernab des Zentrums. „Ich bin einige Tage später übergegangen.“ In den folgenden Monaten ist es ihre Aufgabe, die Pionierorganisation und ihre Einrichtungen abzuwickeln. Weil Pau Erfahrung in der politischen Jugendarbeit hat, landet sie am Ende der Übergangszeit in der Bezirksverordnetenversammlung ihres Stadtteils. Plötzlich sind ihr die Kirchen Partner und Gegenüber: Im Westen sind sie auch damals schon Träger von Jugend- und Sozialeinrichtungen, eine Unmöglichkeit in der DDR, wo Kirche und Staat strikt getrennt waren. „Das war aufregend und manche Verhandlungen waren für mich vielleicht leichter als für andere, die mit den Kirchen noch nie etwas zu tun hatten“, sagt sie. Dennoch war ihr die Nähe zwischen Staat und Kirche an manchen Stellen suspekt. „Bis heute ist das für mich ein Spannungsfeld. Ich habe höchsten Respekt vor dem, was die Diakonie und andere tun. Ich freue mich, wenn Menschen sich uneigennützig für andere einsetzen.“ Dennoch ist sie wie ihre Partei gegen Sonderrechte für Kirchen, etwa im Arbeitsrecht. Pau steht für eine Ablösung der Staatsleistungen an die Kirchen ein, nicht aber für einen Abbruch der Beziehungen zwischen Staat und Kirche wie manch anderer Linker. Sie sieht die Militärseelsorge kritisch, wünscht sich einen flächendeckenden und verpflichtenden Ethik- statt freiwilligen Bekenntnisunterricht. Dennoch soll jeder Schüler etwas über die Bibel lernen. „Kulturelle Armut“ nennt die ehemalige Deutsch- und Kunstlehrerin es, wenn das Wissen um religiöse Schriften ausgeblendet wird wie im Bildungssystem der DDR. „Man wird nicht gerade dümmer davon, wenn man sich mit Religion beschäftigt“, sagt Pau und spricht davon, wie sie es selbst schätzt, wenn Nichtreligiöse die Bibel als kulturstiftend und kraftpendend entdecken. Sie wehrt sich dagegen, das missionarisch zu nennen. „Wir brauchen das für das Miteinander. Gerade jetzt, wo alles um uns herum zerbröckelt“, sagt sie mit Blick auf das europaweite Erstarken populistischer Bewegungen.

Die Linke und die Kirche

Dass das Verhältnis zwischen Linken und der Kirche beiderseits kritisch beäugt wird, hält sie für überholt. Schuld daran ist ihrer Meinung nach einerseits ein westliches Nichtwissen darüber, dass es auch in der DDR getaufte Christen gegeben habe. Andererseits beobachtet sie bis heute Vorbehalte gegenüber Kirchen in der linken Szene. Pau bekommt das immer dann zu spüren, wenn sie etwa auf Kirchentagen auftritt. Sie erinnert sich auch an Zuschriften von Unterstützern, die forderten, die Linke müsse sich per se als religionsfeindlich verstehen. Dabei beheimatet die Linke prominente bekennende Bibelleser wie Bodo Ramelow oder Gregor Gysi. Und es gibt bis heute die AG Christinnen und Christen in ihrer Partei. Pau selbst ist dort nicht Mitglied. Auf deren Seite heißt es in rechtfertigendem Ton:

„Deshalb halten wir es für ganz normal und selbstverständlich, keineswegs für spektakulär oder nur ausnahmsweise möglich, wenn einer Religionsgemeinschaft Zugehörige sich auch in der Partei DIE LINKE politisch organisieren und engagieren oder sie unterstützen und genauer kennen lernen wollen. Warum dann unsere Arbeitsgemeinschaft? – Weil sich unter der Bürde von Lasten aus Geschichte nicht alles, was eigentlich selbstverständlich ist, auch für alle von selbst versteht.“ Neben diesem Zusammenschluss steht ebenso selbstverständlich das Marxistische Forum oder die Arbeitsgemeinschaft Laizismus. In Paus Bücherregal sieht es ähnlich aus. Das Kapital von Karl Marx steht gleichberechtigt neben dem gleichnamigen Werk des Kardinals Reinhard Marx, einem Plädoyer für einen menschlichen Kapitalismus.

Ruhe, Beistand und Orientierung in der Kirche

Pau steigt nach der Wiedervereinigung schnell auf in ihrer Partei, damals noch die PDS, wird Bezirksverbandsvorsitzende, Landesvorsitzende, zieht 1998 per Direktmandat in den Bundestag ein und bleibt dort bis heute. Sie gilt als Stimme der Vernunft, als eine, die die Partei erneuern will, sodass sie regierungsfähig wird. Das macht sie zur geeigneten Kandidatin für das ehrenvolle Amt der Bundestagsvizepräsidentin, das sie 2006 übernimmt. Selbstproduzierte Videos ihrer Fraktion zeigen sie in jener Zeit als Kommentatorin vor der Kulisse des Reichstagsgebäudes. Pau fordert mit klarer und kraftvoller Stimme gleiche Löhne für Ost und West, kritisiert den damaligen Innenminister Wolfgang Schäuble oder die Hartz-IV-Gesetze. Am 5. Mai 2010 verstummt die Parlamentarierin. Der TV-Sender Phoenix zeigt live, wie sie zu einer Rede vor der Enquete-Kommission Internet und Gesellschaft ansetzt – und nach zwei Sätzen abbricht. Ihre Stimme versagt. Sie wird sie für lange Zeit nicht wiederfinden. Spasmodische Dysphonie heißt die Krankheit, die sie ihren Beruf hätte kosten können. Denn ein Politiker ohne Stimme kann nicht arbeiten. Ein Video aus dem Jahr 2011 zeigt sie bei einer Rede im Bundestag. Nichts ist geblieben von ihrem kraftvollen Ton, sie klingt mechanisch, stockend, heiser, angestrengt. Erst mithilfe aufwändiger Therapien bekommt sie ihre Krankheit unter Kontrolle, auch wenn sie ihren selbstbewussten Ton wohl für immer verloren hat. Wer sie sprechen hört, könnte sie für stark erkältet oder – in ihrem Metier viel schlimmer – schüchtern halten. Im Bundestag und bei öffentlichen Auftritten verstärken seitdem ein Headset und Lautsprecher ihre Worte. Wichtig ist das für die Bundestagsvizepräsidentin besonders, seit die AfD ins Parlament eingezogen und damit auch der Ton im Hohen Haus nicht nur rauer, sondern auch lauter geworden ist. „Wenn schwierige Debatten bevorstehen, sage ich den Technikern, sie sollen meine Stimme besonders laut drehen“, berichtet Pau. Beim Treffen mit pro spricht sie leise, so leise, dass das Tonbandgerät ab und an Probleme hat, ihre Worte mitzuschneiden, wenn einige Meter weiter die italienische Espressomaschine läuft. Manchmal atmet sie hörbar ein und aus, sie macht Pausen beim Sprechen. Aber sie spricht. Von Krisen etwa, die sie näher zum Glauben gebracht haben. Nach ihrer Erkrankung sei sie gerne in die Kirche gegangen – um Ruhe, sich selbst, Beistand und Orientierung zu finden. Heute ist sie sich sicher: „Dass da jemand und etwas ist, auf das ich vertrauen kann.“ ■

China: Mehr Christen als Parteimitglieder

Zuletzt hofften Christen in China auf eine freie Religionsausübung. Doch jetzt mehren sich neue Repressionen. Die kommunistische Partei verlangt unbedingte Loyalität zum Staat. Doch die Gemeinden wachsen trotzdem und hoffen auf Hilfe durch den Vatikan. | von

WOLFRAM WEIMER

Die gute Nachricht zuerst: Die Zahl der Christen in China wächst und hat die Marke von 100 Millionen Gläubigen überschritten. Damit übertrifft sie erstmals die der 83 Millionen kommunistischer Parteimitglieder. Immer mehr junge Leute in den Metropolen gehen in die neuen Gemeinden. 18 Millionen Bibeln im Jahr werden im offiziell ungläubigen China gedruckt. Für die chinesische Führung ist das eine gefühlte Bedrohung. Sie setzt daher auf verschärfte Kontrollen und Reglementierung und arbeitet an einer eigenen, neuen Bibelübersetzung.

Daher die schlechte Nachricht: Nach einer Phase relativer Religionsfreiheit nehmen die Repressionen nun wieder deutlich zu. Neue Religionsgesetze verlangen völlige Unterordnung aller Gemeinden unter den Staat mitsamt umfassender Registrierung und namentlicher Meldepflicht. Die Situation für die Christen in den vielen Privat- und Untergemeinden wird dadurch schwieriger. Viele Chinesen seien, so haben es Journalisten des britischen Guardian recherchiert, wieder vorsichtig geworden, ihre Kinder taufen zu lassen, um ihre Karrieren nicht zu gefährden.

Kommunistische Flaggen wehen neben Kirchen

Wer sich den strikten Kontrollen und Registrierungen nicht unterordnen will, riskiert offene Staatsgewalt. So wurde in Linfen in der Provinz Shanxi ein Gotteshaus kurzerhand weggesprengt. Nach dem Baustopp seien mehrere Mitglieder

der protestantischen Jindengtai-Kirche inhaftiert worden.

Die Kirche sei abgerissen worden, weil die Verantwortlichen sie laut Guardian nicht bei den kommunistischen Behörden registrieren ließen. Die Gemeinde hat 50.000 Mitglieder.

Viele Gemeinden berichten seit 2017 von einem verschärften Kurs der Regierung. Behörden in der Provinz Zhejiang südlich von Shanghai ließen Kreuze von rund 1.800 Kirchen entfernen. Die Kampagne wurde mit „Bauvorschriften und der Erhaltung eines einheitlichen Straßenbildes“ gerechtfertigt. Zahlreiche Gemeinden reagieren nun damit, dass sie die kommunistische Flagge neben den Kirchen hissen, um dem Staat die Treue zu versichern. Religion müsse von der Ausrichtung her „chinesisch“ sein. Das erklärte der Staatspräsident der Volksrepublik China, Xi Jinping, auf dem letzten Parteitag der Kommunistischen Partei ausdrücklich.

Insbesondere für die Katholische Kirche ergibt sich damit das Problem, dass sich über sogenannte „Patriotische Vereinigungen“ ein neuer Staatskatholizismus etabliert. Der Vatikan führt derzeit intensive diplomatische Verhandlungen für ein Stück mehr Glaubensfreiheit und weniger Repression. Doch Peking stellt Bedingungen. Zum einen soll Rom seine diplomatischen Beziehungen zu Taiwan abbrechen. Zum anderen soll sich der Papst aus allen internen Angelegenheiten in China heraushalten. Doch das betreffe auch die Ernennung von Ortsbischöfen. Das Kirchenoberhaupt reklamiert dieses Recht selbstverständ-

lich für sich – die Kommunisten sehen das jedoch als Einmischung und wollen Bischöfe nach politischen Erwägungen ernennen. Aus Verhandlungskreisen ist zu hören, dass eine Einigung zwischen Peking und Rom noch in diesem Jahr denkbar sei. Das wäre ein wichtiger Durchbruch für die Religionsfreiheit und für alle Christen in China ein positives Signal. Dann würde – so berichten die Pfarrer vor Ort – die Zahl der Christen schnell weiter steigen. Wahrscheinlich rasch auf das doppelte der Parteimitglieder. Glaube ist ohnedies stärker als Ideologie. ■



Foto: Markus Hurek

Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichnete Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. Er ist Gründungsherausgeber des Polit-Magazins Cicero und war unter anderem Chefredakteur des Magazins Focus. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien, so der Wirtschaftskurier und The European.

Markus Grübel ist der erste Beauftragte der Bundesregierung für Religionsfreiheit. Im pro-Interview erklärt er, warum er nicht mit der AfD zusammenarbeitet, wie ihm sein eigener Glaube bei der Arbeit hilft und was er Markus Söders Kreuzerlass abgewinnen kann. | VON ANNA LUTZ

pro: Herr Grübel, die Bundesregierung hat eine Beauftragte für Menschenrechte, warum braucht es zusätzlich einen Beauftragten für Religionsfreiheit?

Markus Grübel: Religionsfreiheit ist ein fundamentales Menschenrecht. In Ländern, in denen sie nicht gewährt wird, werden oft auch andere Menschenrechte nicht gewährt. Religion ist heute zudem oft die Ursache oder ein Verstärker von Konflikten. Es war der Union und vor allem dem Fraktionsvorsitzenden Volker Kauder deshalb ein Anliegen, in diesem Bereich noch mehr zu tun als bisher.

Christen sind die am stärksten verfolgte Gruppe weltweit, sagen Menschenrechtler. Sind Sie deshalb auch die für die Politik wichtigste?

Christen sind am stärksten verfolgt – aber natürlich auch deshalb, weil das Christentum die weltgrößte Religion ist. Außerdem hat der radikale Islamismus die Christen zunehmend in Bedrängnis gebracht und damit dafür gesorgt, dass das Thema Christenverfolgung einen neuen Stellenwert hat. Aber zu meinem Amt gehört es auch, Rohingya oder andere verfolgte Minderheiten zu unterstützen. Wir dürfen nicht vergessen, dass es oft Muslime selbst sind, die unter Islamisten leiden. Im Irak greift der IS zum Beispiel oft Schiiten an. Dennoch: Christen stehen besonders unter Druck.

Die Oppositionsparteien kritisieren immer wieder, dass die Union sich in ihrer Menschenrechtspolitik zu sehr auf Christen fokussiert und dabei zum Beispiel muslimische Gruppen vernachlässigt.

Christen sind eine große Gruppe und dadurch, dass es vielfältige Kontakte von deutschen Kirchengemeinden zu ausländischen gibt, ist die Betroffenheit hierzulande hoch. Wir erfahren viel, und damit wächst auch unsere Verantwortung für die Menschen. Die verfolgten Christen beschäftigen mich auch deshalb, weil ich dazu zahlreiche Impulse aus der Zivilgesellschaft bekomme. Wenn Sie das Beispiel der Rohingya nehmen: Davon bekommen die Menschen in Deutschland wenig mit. Sie kommen weder als Flüchtlinge zu uns noch gibt es breite Kontakte. **Sie sind selbst katholisch, waren im Zentralrat der Katholiken aktiv. Kann sich jemand, der selbst einer bestimmten Glaubensrichtung anhängt, gleichberechtigt für die Religionsfreiheit aller Gläubigen einsetzen? Oder sind Sie nicht zwangsläufig ein bisschen parteiisch?**

Für mich sind Religion und der Glaube wichtig, und zwar von Kindesbeinen an. Seit ich ein Kind war, gehe ich gerne in die Kirche. Darum habe ich besonders großes Verständnis dafür, dass andere auch ihre Gottesdienste feiern und ihre Religion leben wollen. Mein Glaube ist mir also eine Hilfe bei der Ausübung meines Amtes.

Neben der Union ist es derzeit vor allem die AfD, die das Thema Religionsfreiheit für sich besetzen möchte. Einem Beauftragten für das Thema müsste es doch recht sein, wenn sich möglichst viele dafür einsetzen. Oder ist das Engagement der AfD unerwünscht?

Aus der letzten Debatte im Bundestag zur Religionsfreiheit nehme ich mit, dass es der AfD nicht in erster Linie um die Stärkung der Christen geht, sondern um einen Angriff gegen Muslime. Die Union sagt, jeder soll seine Religion frei leben können. Wenn Sie AfD-Vertreter fragen, ob Muslimen in Deutschland der Moscheebau erlaubt sein soll, bekommen Sie selten ein Ja zur Antwort. Das unterscheidet uns. Die AfD hat außerdem Sanktionen gegen Staaten gefordert, in denen Christen verfolgt werden und in denen sich die Regierung nicht für Religionsfreiheit einsetzt. Darin liegt ein Denkfehler. Es ergibt keinen Sinn, etwa Schulprojekte im Nordirak zu stoppen, um die Regierung in Bagdad abzustrafen. Die Sanktionen treffen dann die Falschen. Ich halte den Ansatz der AfD deshalb für völlig falsch.

Halten Sie die AfD für religionsfeindlich?

Ich habe sehr religiöse Menschen in der AfD kennengelernt. Deshalb möchte ich da kein Pauschalurteil fällen. Aber ich vermisste bei der AfD zwei zentrale Prinzipien des Christentums: Nächstenliebe und Toleranz. Hinzu kommt: Wer Mädchen mit Kopftuch in einer Reihe mit Taugenichtsen und Messerstechern nennt, so wie Fraktionschefin Alice Weidel es getan hat, bringt die Bevölkerung gegen Musliminnen auf. Wahr ist aber: Deutschland wird nicht von ein bisschen Stoff bedroht, das Frauen sich um den Kopf legen.

Sind Sie folglich gegen ein Kopftuchverbot für unter 14-Jährige und gegen ein Burkaverbot?

Ein Verbot ist das falsche Mittel. Im Falle der jungen Mädchen ist es eine pädagogische Frage. Ich bestärke die Erzieher und Lehrer, mit Kindern und Eltern das Gespräch dazu zu suchen. Ich meine, es hilft einem Kind in Deutschland nicht gerade, wenn es unter 14 schon ein Kopftuch tragen soll. Bei der Burka stellen sich sicherheitspolitische Fragen. Ein Vermummungsverbot etwa muss bei Großveranstaltungen und Demonstrationen gelten, darunter fällt auch das Burkatragen. Vor Gericht muss ein Richter die Gesichtszüge eines Zeugen sehen können, wenn er ihn vernimmt. Auf Bahnhöfen und in Flughäfen müssen Menschen ebenfalls erkennbar sein. Außerdem ist die Burka sicher kein Instrument, das die Integration fördert. Ich bin auch in diesem Fall gegen ein grundsätzliches Verbot, befürworte es aber dann, wenn es sicherheitsrelevant ist.

Statistiken geben der AfD im Hinblick auf ihre Islamkritik in einem Punkt Recht: Christen werden vor allem in muslimischen Ländern verfolgt. Wie kann man das ansprechen, ohne Muslime generell zu verurteilen?

In erster Linie müssen wir den interreligiösen Dialog fördern. Wer sich kennt, kommt besser miteinander aus. Es muss eine Vielzahl gemeinsamer Projekte geben, denn das Miteinander verhindert das Gegeneinander. Ich möchte die Menschen zusammenbringen und ihnen verdeutlichen, dass man auch gut miteinander auskommen kann, ohne die eigene Religion zu verleugnen.

Tatsächlich scheint Religionsfreiheit für Muslime oft etwas anderes zu bedeuten als für Christen. Die Kairoer Erklärung der Menschenrechte von 1990 gilt bis heute und wird von Afghanistan, Ägypten, Marokko oder der Türkei mitgetragen.

„Ich würde mein Kreuz nie abhängen“



Markus Grübel, geboren 1959, sitzt seit 16 Jahren für die CDU im Deutschen Bundestag. Im April wurde er erster Beauftragter der Bundesregierung für die weltweite Religionsfreiheit.

Foto: pro/Anna Lutz

Darin wird Religionsfreiheit auf Basis der Scharia definiert. Das widerspricht dem westlichen Verständnis massiv und bietet keinerlei Raum für Freiheit, wie wir sie verstehen ...

Viele Länder schreiben islamisches Recht in ihre Verfassungen, um Islamisten entgegenzukommen und ihnen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Sie wollen damit beweisen, dass sie islamisch sind, um einen Teil der Bevölkerung zu beruhigen. Nehmen Sie als Beispiel Ägypten und den hohen Druck der Muslimbruderschaft auf die Regierung. Das ist langfristig nicht zielführend und erreicht das Gegenteil. Wir sehen, dass in vielen dieser Länder Christen benachteiligt und Muslime bevorzugt werden. Ein Lackmustrast ist immer die Frage der Konversion: Ist es möglich, die Religion ohne Strafverfolgung zu wechseln? Unser Verständnis von Religionsfreiheit ist in vielen muslimischen Staaten nicht umgesetzt. Wenn ein friedliches Miteinander möglich sein soll, müssen sie lernen, toleranter zu sein. Das gilt aber nicht nur für Muslime: China und Nordkorea haben auch massive Probleme mit der Religionsfreiheit – aus anderen Gründen.

„Der AfD geht es nicht in erster Linie um die Stärkung der Christen, sondern um einen Angriff gegen Muslime.“

Wo auf der Welt geht es verfolgten Christen derzeit besonders schlecht?

Der Weltverfolgungsindex würde sagen, in Nordkorea und Saudi-Arabien. Ich würde sagen, auch in Syrien und im Irak. Dort hin können die Geflohenen nach wie vor nicht zurückkehren, ein sicheres Leben in ihrer Heimat ist für sie nicht möglich. In Nigeria bedroht Boko Haram die Christen, in Somalia sind es die Al-Shabaab-Milizen. Religiöse Minderheiten werden in vielen Ländern verfolgt und in muslimischen Ländern besonders die Christen. Ich tue mich schwer damit, eine Rangfolge zu nennen.

Wie schätzen Sie die Lage in Afghanistan ein?

Dort ist das Leben für bekennende Christen extrem schwer, im Grunde unmöglich. Der Staat kann religiöse Minderheiten nicht vor radikalen Taliban oder dem IS schützen.

Dennoch schiebt die Bundesregierung nach Afghanistan ab und bezeichnet Teile des Landes als sicher ...

Abgeschoben werden Straftäter, Gefährder und Menschen, die ihre Identität verschleiern haben.

Und dennoch: Die Bedrohung im Land kommt von radikal-islamischen Taliban. Selbst wenn keine Christen unter den

Abgeschobenen sind, ist dort doch auch die negative Religionsfreiheit etwa von Atheisten nicht garantiert.

Deswegen werde ich mich dafür einsetzen, dass das Thema der Religionsfreiheit im Dialog mit Afghanistan noch stärker thematisiert wird.

Blicken wir nach Deutschland: Christen werden in Flüchtlingsheimen angegangen, Juden auf offener Straße angegriffen, liberale Muslime brauchen Polizeischutz und säkulare Muslime werden für die Taten Radikaler mitverhaftet. Die Lage scheint so schlimm wie lange nicht.

Das Innenministerium hat für das Jahr 2017 Zahlen zu politisch motivierten Vergehen herausgegeben: Es gab demnach rund 130 christenfeindliche, knapp 1.100 islamfeindliche und rund 1.500 antisemitische Straftaten. Dass es einen Bedarf gab, religionsfeindliche Straftaten zu erfassen, ist ein schlechtes Zeichen. Vorfälle wie etwa der Angriff auf einen Kippa-Träger in Berlin zeigen: Wir müssen dafür sorgen, dass in Deutschland niemand aufgrund seiner Religion um seine Gesundheit oder sein Leben fürchten muss. Wir müssen jedem einzelnen Fall sorgfältig nachgehen und sehen, wo wir aktiv werden müssen. Sichtbar ist schon jetzt: Juden und Muslime sind am häufigsten betroffen.

Einen Antisemitismusbeauftragten gibt es schon, braucht es dann auch noch einen Islamophobie-Beauftragten?

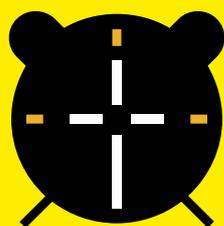
Ich kenne keine Forderung dazu, auch nicht von Muslimen selbst. Auf meinem Schreibtisch liegen bislang vor allem Anliegen von Christen und Juden – aber nicht nur: Erstmals habe ich jetzt auch eine Anfrage einer muslimischen Ahmadyyia-Gemeinde erhalten. Die Islamverbände in Deutschland haben mich noch nicht angeschrieben. Ich werde aber auf sie zugehen. Der Kreuzerlass von Markus Söder hat massiven Widerspruch erfahren – auch von den Kirchen. Wird Religiosität zunehmend in den privaten Raum verdrängt und tragen die Kirchen selbst dazu bei?

Ich beobachte, dass Deutschland über die Jahre säkularer geworden ist. Um es in den Worten von Horst Köhler zu sagen: Es besteht ein freundliches Desinteresse an Religion. Sie ist gut für Hochzeiten und Trauerfeiern, ansonsten ist sie weit weg vom Leben. Bei der Frage nach dem Kreuz haben sich die Kirchen vor allem an der Begründung der Staatskanzlei für den Erlass gestoßen ...

... nach der das Kreuz kein religiöses Symbol ist, sondern ein kulturelles Bekenntnis.

Bezogen auf Bayern ist das nicht so verkehrt: Wegkreuze und Kruzifixe in Wohnstuben oder Gasthäusern gehören dort quasi zur Grundausstattung. Das ist nicht mit der Situation in anderen Bundesländern zu vergleichen. Historisch betrachtet sollte das Kreuz nach dem Nationalsozialismus auch klar machen: Der Mensch ist nicht die letzte Instanz, er hat eine Verantwortung vor Gott. Es ist ein Zeichen für Toleranz. Es kann auch in Bayern nicht schaden, sich das immer wieder vor Augen zu führen, erst recht dort, wo politische Entscheidungen getroffen werden. Die Begründung für den Kreuzerlass war verkürzt. Vor dem Hintergrund der bayerischen Sondersituation halte ich sie aber auch zum Teil für schlüssig. Immerhin hängen dort auch in Schulen Kreuze, anders als in anderen Bundesländern. Übrigens hängt über meinem Schreibtisch auch ein Kreuz. Ich würde nie auf die Idee kommen, dieses abzuhängen.

Vielen Dank für das Gespräch! ■



Für mehr Zeit mit Gott

Es tut gut, sich Zeit mit Gott zu nehmen, bevor die Arbeit die Gedanken mit Beschlag belegt. Ein Plädoyer dafür, mit Gott in den Alltag zu starten. | **VON CHRISTINA BACHMANN**

Ein Vorteil des Freiberufertums ist die Vielfalt der Themen und Personen, mit denen ich zu tun habe. Oft profitiere ich selbst davon. Nicht nur, wenn ich an Verbrauchertexten zu Autoreklamation, gesunden Füßen oder Mietrecht sitze. Gerade auch, wenn ich über Christen und ihren Lebensweg berichte.

Ein Interview mit der Schwedin Marie Willermark, kurz bevor sie Heilsarmee-Chefin von Deutschland wurde, ist mir gut in Erinnerung. Auf die Frage, welcher Bibelvers ihr viel bedeute, nannte sie Matthäus 6,33: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.“ Ihre Gedanken dazu waren mir ein guter Anstoß. Die entscheidende Frage ist: Was kommt zuerst? Auch das Zweite oder Dritte ist wichtig, erhält jedoch seinen Sinn daraus, dass Gott an erster Stelle kommt. Was wir haben, verdanken wir ihm. Die Heilsarmee-Kommandeurin erzählte mir, dass sie noch vor dem Frühstück und bevor sie ihre Mails checke, Zeit mit Gott verbringe.

Für mich als christlich Sozialisierte verbindet sich damit der Begriff „Stille Zeit“. Bei Jugendstunden oder auf Freizeiten war dieses Thema meist mit einem Anflug von schlechtem Gewissen verbunden – und mit Erleichterung, wenn man im Austausch feststellte, dass die anderen „es“ auch nicht öfter hinkriegten als man selbst. Doch diesmal hatte ich das Ge-

fühl, es könnte mir guttun, das Gespräch mit Gott wieder fest im Tagesablauf zu installieren.

Auch ohne den Terminkalender einer Heilsarmee-Chefin bin ich mit drei Kindern und Freiberuf herausgefordert genug. Sind alle auf den Schulweg gebracht und das größte Chaos mit ein paar Handgriffen beseitigt, ziehe ich mir die Bibel aus dem Regal, lese darin und bete. Unterdrücke den Impuls, doch schon mal eben auf dem Smartphone die Mails zu überfliegen. Und merke: Es tut tatsächlich gut, mir die Zeit mit Gott zu nehmen, bevor die Arbeit meine Gedanken mit Beschlag belegt. „Bevor der Tag zu mir kommt, komme ich zu dir“, formuliert es mein Lieblingsliedermacher Manfred Siebold.

Vor Gott kann ich auch meine Arbeit bringen. Nach Jahren als feste Redakteurin weiß ich das in der selbstgewählten Freiberuflichkeit vielleicht umso mehr zu schätzen. Mein Vertrauen, dass Gott mich versorgt, wächst in diesen „Stillen Zeiten“. Sein Segen für das, was vor mir liegt, ist mir wichtig. Das Bewusstsein, Gott im Rücken zu haben, stärkt mich und rückt Prioritäten zurecht.

Das „Trachten“ in Matthäus 6,33 kann man auch mit „sich sehnen“ übersetzen. Mir ist es inzwischen zum Bedürfnis geworden, mit Gott in den Arbeitsalltag zu starten. Die gute Gewohnheit hilft mir an Tagen, wo Hektik herrscht oder Gedanken spiralen dieses Bedürfnis überlagern. Der Anflug von schlechtem Gewissen ist verschwunden. Ich mache das nicht für Gott, er vergibt keine Punkte. Klappt es mal nicht, fehlt mir was. Dankbar überrascht merke ich: Dieses Sehnen nach Gottes Reich ist da und das will ich mir bewahren. ■



Foto: Heidi Seidel

Christina Bachmann, Jahrgang 1970, hat als Redakteurin beim dpa-Audiodienst gearbeitet und ist nun als freie Journalistin für Zeitschriften, Zeitungen und Verlage redaktionell tätig. Sie lebt mit ihrer Familie in Berlin.

Traue deinen Augen nicht

Der Mensch sieht, was vor Augen ist, heißt es in der Bibel. Das ist problematisch, denn das Sichtbare kann gefälscht sein: Mit Algorithmen und Apps lassen sich Videos heute leichter denn je manipulieren. Aber mit einer gesunden Skepsis und einem geschärften Blick auf die Quellen einer Information braucht keiner eine „Infokalypse“ zu fürchten. | VON JONATHAN STEINERT



Bewegt看ild scheint absolut authentisch zu sein. Aber selbst Videos können heute ohne großen Aufwand manipuliert werden.

Grafik: Natcha29, Thinkstock

Das ist eine unangenehme Überraschung, wenn plötzlich im Internet ein Sexvideo kursiert, in dem man selbst zu sehen ist. Aber was, wenn man in der gefilmten Situation auf keinen Fall dabei gewesen sein kann – und trotzdem im Video vorkommt? Dann wird es unheimlich. So ging es unter anderem den Schauspielerinnen Gal Gadot und Taylor Swift. Gefälschte Pornos mit den Gesichtern von Promis, statt denen der tatsächlichen Darsteller, tauchten Ende vergangenen Jahres zuerst auf der Plattform Reddit auf. Fotos auf diese Weise zu manipulieren, Personen hinein- oder herauszuschneiden oder auf andere Weise zu verändern, ist längst kein Kunststück mehr. Aber auch Videos lassen sich mittlerweile so bearbeiten. Software, um fremde Gesichter in vorhandene Videos zu übertragen, ist im Internet frei verfügbar, auch Anleitungen dazu, wie sie zu bedienen ist.

„Deepfakes“ nennen sich solche Videos, die mit Künstlicher Intelligenz aus zahlreichen Bildern – von denen das Internet voll ist – eine digitale Version des Gesichts errechnen, das sämtliche Ausdrücke beherrscht. Das wird dann auf ein Vorlage-Video übertragen. So ist es auch möglich, Angela Merkel das Gesicht Donald Trumps zu geben oder jenem das von Vladimir Putin.

Forscher der Universität Washington stellten im vergangenen Jahr einen Algorithmus vor, mit dem sie den früheren US-Präsidenten Barack Obama in einem Video sogar beliebige Dinge sagen lassen konnten. Anhand einer Reihe von Videos seiner wöchentlichen Ansprachen lernte die Software, bei welchem sprachlichen Laut sich Obamas Lippen, Mund und Kinn wie bewegen. Aus diesen Informationen bauten die Forscher die Mundpartie digital nach, sodass diese sich auch zu anderen Worten auf die richtige Weise bewegte. Diesen digitalen Gesichtsausschnitt legten die Wissenschaftler auf das Gesicht Obamas in einem anderen Video. So ließen sie Obama im Weißen Haus Dinge sagen, die eigentlich aus einem Interview stammen, das er als Student gegeben hatte. Oder Sätze, die jemand anderes sagte, kamen im Video plötzlich über Obamas Lippen – gesteuert von Algorithmen. Wissenschaftler der Universität München haben eine Technik entwickelt, mit der sich die Gesichtsausdrücke einer Person im Video manipu-

ren und steuern lassen. Gewissermaßen wird das Gesicht im Video mit einer digitalen Maske überlagert. Die gibt das Lächeln, Zwinkern, Gähnen, Naserümpfen einer anderen Person wieder. In einem Video, das den früheren US-Präsidenten George W. Bush zeigt, bewegt der das Gesicht genau so, wie ein Mitarbeiter des Forscherteams es mit seinem Gesicht vor-macht.

Menschen glauben, was sie sehen

Bislang galten Videos als eine zuverlässige Quelle, weil sie Personen beim Handeln und Sprechen zeigen, sodass der Zuschauer den Eindruck bekommt, Augenzeuge davon zu werden. Aber angesichts der technischen Möglichkeiten ist nun auch hier eine gesunde Skepsis geboten. Computer können Fälschungen leicht entlarven. Aber für den Zuschauer sind solche Manipulationen kaum zu erkennen. Der Digital-Experte Aviv Ovadya warnt deshalb vor einer „Infokalypse“. Er ist sicher, dass Menschen glauben, was sie sehen, sofern es in ihr Weltbild passt. „Ich glaube nicht, dass sich die Wahrheit durchsetzt, zumindest nicht im momentanen System. Momentan haben wir es mit vielen Akteuren zu tun, für die der Faktor Wahrheit keinerlei Bedeutung zum Erreichen ihrer Ziele hat“, sagte der frühere Google-Berater im Interview der Nachrichtenplattform jetzt.de von der Süddeutschen Zeitung. Für ihn ist der Kampf um Informationen und Deutungshoheiten eine Schlacht, die „auf einem Spielfeld stattfindet, auf dem die Anti-Wahrheits-Fraktion einen systematischen Vorteil hat“.

Gefälschte Videos könnten internationale Krisen auslösen, wenn irgendjemand ein Video veröffentlicht, in dem er etwa dem US-Präsidenten eine Kriegsdrohung in den Mund legt. Oder der Bundeskanzlerin eine Beleidigung gegen den chinesischen Präsidenten. „Es ist heute bereits möglich, so etwas künstlich herzustellen, bald kann das absolut jeder. Woher soll der Bürger, die Öffentlichkeit, dann noch wissen, was wahr ist?“ Ovadya, der jetzt als Cheftechologe für das Social Media Responsibility Center an der Universität Michigan tätig ist, fürchtet zwei Folgen: Sogenannte Echokammern, in denen sich Menschen mit festgefügt Weltbildern

gegenseitig bestätigen, werden zu in sich abgeschlossenen Öffentlichkeiten, „die ganz und gar in ihrer eigenen, zu-rechtmanipulierten Wahrheit leben“. Die andere Gefahr sei, dass Menschen gar nichts mehr glauben.

Aber er ist sicher: Man kann viel dagegen tun. Deshalb appelliert er an Unternehmen, Entwickler und Politiker, solche Technologien verantwortungsvoll anzuwenden. Der Münchener Informatiker Matthias Nießner sieht das Ganze etwas entspannter als sein amerikanischer Kollege und warnt im Nachrichtenmagazin Der Spiegel vor Panikmache. Er arbeitet derzeit an einem Plugin für Internetbrowser, das automatisch erkennt, ob ein Video echt oder gefälscht ist. Den Medien empfiehlt er, die Echtheit ihrer Online-Beiträge mit fälschungssicheren digitalen Wasserzeichen zu bestätigen.

Auch die Nutzer sind verantwortlich

Nicht nur Fotos und Videos, auch ganze Webseiten lassen sich mit einer einfachen, kostenlosen App fälschen: Man braucht nur die Adresse einer Webseite, etwa der eines Nachrichtenportals, in die App einzugeben. Die erstellt ein Duplikat der Seite und der Nutzer kann dann nach Lust und Laune neue Texte und Bilder dort einfügen und austauschen. Die Adresse der neuen Seite ist dem Original so ähnlich, dass der Betrug beim flüchtigen Lesen nicht auffällt. So lassen sich Falschinformationen einer vermeintlich zuverlässigen Quelle zuschreiben. Webseiten mit einem Sicherheitszertifikat sind allerdings davor geschützt.

Kommt angesichts der neuen Techniken und der allgemeinen Lust an Fake News die große Verunsicherung? Das kann passieren. Aber nicht zuletzt ist jeder Internetnutzer selbst gefragt, verantwortungsvoll mit Techniken und Informationen umzugehen. Nur weil es kostenlose Fälschungs-Apps gibt, muss man sie nicht auch nutzen und andere damit hereinlegen. Wer bei der Wahrheit bleibt, der schafft Vertrauen. Und wem eine Information im Internet fragwürdig vorkommt, hat verschiedene Möglichkeiten, nachzurecherchieren und ihre Herkunft zu überprüfen. Wenn es nicht mindestens eine weitere unabhängige Quelle dafür gibt, darf sie getrost angezweifelt werden. ■

Bekloppt oder mutig?

Daniel Böcking: Spitze Feder,
die zum Glauben einlädt



Foto: Christian Langbehn

In seinem zweiten Buch, das den christlichen Glauben thematisiert, nimmt der stellvertretende BILD-Chefredakteur Daniel Böcking seine Leser mit in seinen Glaubensalltag. Getreu dem biblischen Motto „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“, erklärt er: „Warum Glaube großartig ist. Mein Glück mit Jesus“ | **VON DANIEL BÖCKING**

Als ich zum ersten Mal bei BILD einen Text über meinen Glauben veröffentlicht hatte, war ich enorm unsicher. Ich hatte keine Ahnung, wie die Reaktionen ausfallen würden. Mittlerweile war mir einigermaßen klar, dass es natürlich einige Beschimpfungen im Netz hageln würde. Ich hatte es ja sogar beschrieben: „Inzwischen habe ich gelernt, dass solche christlichen Einwürfe manche Leute sofort zur Weißglut bringen.“ So war es auch diesmal.

Einige Leckerbissen aus den Kommentaren zu diesem Artikel: „Ihr von BILD seid doch echt Vollidioten“, schrieb da einer. Es folgten: „Verlogenes BILD-Pack!“, „Immer dieses dumme Weihnachtsgelaber“ und „Kommt jetzt von der BILD die große Volks-Einlullung?“.

Aber wie schon bei früheren Texten von mir über den christlichen Glauben durfte ich auch erfahren, wie Christen mir in solchen Situationen den Rücken stärken. Wie sie selbst ihre Stimme erhoben, in-

dem sie meinen Kommentar teilten und damit weiterverbreiteten.

Wir haben bei BILD intern den sogenannten Artikel-Impact. Das ist ein Messwert, der aus verschiedenen Faktoren berechnet, wie erfolgreich ein BILD-Bericht war. Dabei geht es nicht nur um Klicks, sondern auch darum, wie lange User auf dem Stück geblieben sind, ob sie es bis zum Ende gelesen haben, wie häufig es geteilt worden ist und so weiter. Kurz: Der Wert soll uns helfen zu sehen, ob wir Interesse geweckt haben, ob der Inhalt überzeugt hat und ob er die Leser dazu animiert hat, die Geschichte weiterzuerzählen. Ob er Wirkung hatte – „Impact“ eben.

Bevor mein Text über Terror und Weihnachten auf die Homepage von BILD gegangen war, hatte ich ihn auf meinem kleinen, privaten, nicht sehr reichweitenstarken Facebook-Profil veröffentlicht. Doch schon jetzt tauchte er in dieser Messung in den Top fünf der aktuellen BILD-

Artikel auf. Merke: Christen sind sehr engagierte und Social-Media-affine Leser.

Der bekannte Pfarrer und Autor Ulrich Parzany zum Beispiel teilte „Weihnachtsstimmung? GENAU JETZT!“ prompt auf seiner eigenen, deutlich größeren Facebook-Seite und schrieb dazu: „Danke für diesen Artikel. Der könnte als Predigt in allen Kirchen am Heiligen Abend vorgelesen werden.“ Später bekam ich E-Mails, in denen mir Pfarrer berichteten, dass sie genau das getan hatten. Ich bekam auch Predigten zugeschickt, in denen Auszüge aus dem Kommentar auftauchten. Mein BILD-Artikel als Inhalt einer Predigt. Das fand ich krass. (...)

Gerade erst hatte ich einen Flyer in meinem E-Mail-Posteingang für den „Christlichen Medienkongress“, auf dem ich einen Vortrag halten darf. Überschrift zu meinem Thema: „Wie ich als Christ bei BILD überlebe“. Ich wehre mich selten, wenn mir jemand so einen überspitzten Titel für eine Rede verpasst. Ist ja nicht

gelogen. Schließlich überlebe ich prächtig. Aber eigentlich befinde ich mich mit meinem Glauben nicht in einem Überlebenskampf. Die Meisten halten mich für ziemlich normal (falls nicht, verheimlichen sie es sehr gekonnt vor mir).

Auch die zweite Vermutung, wie ich mich wohl so als Christ, der recht freimütig von seinem Glauben berichtet, über Wasser halte, trifft es für mich nicht: Sehr oft bezeichnen das andere Christen als mutig. Es sei mutig, sich in Artikeln zu seinem Christ-Sein zu bekennen und öffentlich darüber zu reden.

Anfangs hat mir diese Annahme natürlich gut gefallen. Wann immer ich bei BILD ein Meinungsstück zu meinem Glauben verfasst habe, erntete ich neben ein bisschen Spott und dem üblichen Maß an Beschimpfung auch Dank und Bemerkungen wie: „Schön, dass du den Mut findest, dazu zu stehen.“ Wenn dann noch jemand schrieb, dass auch er dadurch ermutigt werde, seine Jesus-Liebe wieder sichtbarer zu leben, habe ich mich ziemlich gefreut und freue mich noch immer darüber. Schließlich zeigt es mir, dass ich Kleinigkeiten anstoßen und verändern kann mit einem lauten Bekenntnis.

Allerdings ist die Einschätzung, dass es besonders viel Mut braucht, zumindest in meinem Fall nicht ganz richtig. Klar: Es ist eine ziemlich subjektive Sache, was jemanden persönlich Überwindung kostet. Auch bin ich nach wie vor nervös, wenn ich mich mal wieder auf das Glatteis des öffentlichen Bekenntnisses wage. Aber rückblickend kann ich mit ruhigem Gewissen sagen, dass jeder Bammel, den ich hatte, bislang unnötig war. Denn weder ist es besonders ungewöhnlich und verhaltensauffällig, in Deutschland Christ zu sein. Noch ist mir eine Welle aus Häme und Verspottung ins Gesicht geklatscht.

Ich weiß nicht, woher diese Idee stammt, dass wir Christen komplett aus der Zeit gefallen seien. Vielleicht habe ich auch nur ein relativ dickes Fell nach 20 Jahren im Journalismus und habe mich an einige reflexartige Motz-Kommentare nach jedem Artikel einfach gewöhnt. Doch eine der schönsten Erfahrungen, die ich machen durfte, seitdem ich angefangen habe, über meinen Glauben und meinen Jesus-Fokus zu schreiben, ist, dass ich deshalb eben nicht für einen Vollidioten gehalten wer-

de. Dass ich nicht überall ausgegrenzt und ausgelacht werde. Oft ist sogar das Gegenteil der Fall! Erst durch mein Reden über Jesus habe ich erfahren dürfen, wie viele meiner Kollegen ebenfalls im Glauben zu Hause sind. Manch einer, der mit dem Christentum nichts am Hut hat, sah dennoch eine gute Gelegenheit für ein Gespräch. Solche Plaudereien hatten nie das Ziel, mich von meinem Glauben abzubringen – sondern waren eigentlich immer geprägt von gegenseitigem Respekt. Ja, Haltung wird respektiert. (...)

Natürlich bekomme ich mit, wie hart uns Christen der Wind manchmal ins Gesicht bläst. Selbstverständlich nehme ich zur Kenntnis, dass man als gläubiger Mensch gerade in den sozialen Netzwerken gerne von oben bis unten durchbe-

leidigt wird, weil man so naiv und dumm sei. Es ärgert mich zu sehen, wie es zum Beispiel auf Twitter so eine Art Grundkonsens gibt, was man gut zu finden hat und was nicht – und dass jeder eine Salve Schimpfwörter abbekommt, der es wagt, sich zum Beispiel aus Glaubensgründen gegen Abtreibung zu stellen. Das nervt!

Doch wenn ich diese Verbal-Geschosse abbekommen habe, fanden sich stets auch schnell Menschen, die mir zur Seite sprangen. Ich fühlte mich nie komplett alleingelassen oder ausgegrenzt. Der Glaube ist kerngesund und meiner Erfahrung nach weit verbreitet. Überall. (...)

Es gibt keinen Grund dafür, dass wir Christen unseren Glauben manchmal als etwas Peinliches empfinden – nah dran am Plemplem. Vielleicht erfordert es et-

Modernes Glaubensbekenntnis

Ein Kommentar von Stefanie Ramsperger

Der stellvertretende BILD-Chef Daniel Böcking ist derzeit der säkulare Journalist, der wie kein anderer in Deutschland das Evangelium von Jesus Christus in die Medien bringt. Das tut er pointiert, authentisch und erfrischend. Und er hat eine enorme Reichweite. Die gedruckte BILD erreicht jeden Tag rund zehn Millionen Leser, über die Webseite verzeichnet die Boulevardzeitung 20 Millionen Nutzer. Und genau dort erklärt er, „Wie Gott mir die Angst vor Terror nimmt“, warum der Gott, „an den wir Christen glauben“, über dem „Fußball-Gott“ steht, warum Stephen Hawking am entscheidenden Punkt seines Lebens irrte, warum Christen am Leid nicht verzweifeln müssen und was Ostern und Weihnachten so lebenswichtig macht.

Der „Jungspund-Christ“, wie er sich selbst bezeichnet, beherrscht die Sprache Kanaans möglicherweise nicht so fließend, wie dies manch frommes Urgestein tut. Wahrscheinlicher ist es aber, dass Böcking einfach ein exzellenter Journalist ist, der in der Klatschpresse zuhause und darum in der Lage ist, Glaubensinhalte so auszudrücken, dass seine Zeitgenossen sie verstehen. Genau deswegen ist auch Böckings neues Buch „Warum Glaube großartig ist. Mein Glück mit Jesus“ so lesenswert und sollte für jeden Pfarrer zur Pflichtlektüre erhoben werden, der auch von seinen Konfirmanden verstanden werden will. Böcking formuliert nicht weniger als ein modernes Glaubensbekenntnis. Nebenbei nimmt er seine Leser mit in die Abläufe im Newsroom bei BILD und tritt mit ihnen eine Reise zu verschiedenen frommen Akteuren an. Er schließt die unterschiedlichsten Frömmigkeitsstile als legitime Glaubensausprägungen ein, spricht sich für Ökumene und interreligiösen Dialog aus, ohne beliebig zu werden. All dies tut er auf eine so herzliche Weise, dass man ihm – so merkwürdig das bei einem coolen Typen wie Böcking klingen mag – seine Liebe, auch zu anstrengenden Mitmenschen, abspürt. Zuweilen wünscht sich der Leser, dass die Einheit der Christen, die Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit und Freundlichkeit untereinander tatsächlich so ausgeprägt sein mögen, wie Böcking seine Vorstellung vom Christentum formuliert: „Dank, Wertschätzung, Demut, Lernbereitschaft – über Konfessionen hinweg. Das ist das Christentum, in dem ich so gern zu Hause bin.“

SCM-Shop.de

CHRISTLICHE BÜCHER, MUSIK, FILME & GESCHENKE



WEGLASSEN MACHT GLÜCKLICH!

Wir leben im Überfluss, sind belastet von Ansprüchen. Doch es gibt so viel, was man nicht muss. Entdecken Sie mit 77 Impulsen von Tomas Sjödin: Das größte Glück liegt nicht im Haben, sondern im Loslassen!

Best.-Nr. 226.854
€D 16,99
 €A 17,50 / CHF 25.50*

 Online unter: www.scm-shop.de

 oder telefonisch: 07031 7414-177

Per E-Mail an bestellen@scm-shop.de

was Mut, wirklich für alle sichtbar als Vollzeit-Christ zu leben. Einfach, weil es Veränderungen mit sich bringt und weil es Mitmenschen überrascht und Fragen provoziert.

Aber was für ein Segen ist es, in einem Land zu leben, in dem wir uns eben nicht verstecken müssen. In dem Christen nicht verfolgt werden und wo Glaube auch dort, wo es nicht um Leben und Tod geht, meist mindestens ein gern gehörter Debattenbeitrag ist und kein Auslöser für kollektives betretenes Schweigen. (...)

Wir werden in der Bibel zum Bekenntnis herausgefordert. Und hin und wieder frage ich mich, ob wir Christen uns kleiner machen oder stärker als eine leicht bizarre Randgruppe verstehen, als wir es in Wirklichkeit mit noch immer etwa zwei Milliarden Christen weltweit sind. Was heißt „noch immer“? Die Zahlen, die ich kenne, sprechen sogar von einer globalen Tendenz nach oben.

Ich glaube daran, dass Jesus übers Wasser gegangen ist, dass er von der Jungfrau Maria geboren worden ist. Wichtiger aber noch: dass er Mensch geworden ist, um für uns die Schuld zu tragen und dafür am Kreuz zu sterben.

Ich glaube daran, dass er den Tod besiegt und uns die Erlösung und Vergebung gebracht hat. Ich glaube an Jesus, mit dem ich heute in einer befreiten Beziehung leben kann, weil er mich bedingungslos liebt. Ich habe einen Freund in Jesus, der immer bei mir ist.

Diese Botschaft ist so groß, schön und erlebbar, dass ich sie gerne jedem erzähle. ■



Dieser Auszug ist ein exklusiver Vorabdruck aus: Daniel Böcking: „Warum Glaube großartig ist. Mein Glück mit Jesus“, Gütersloher Verlagshaus, 221 Seiten, 18 Euro, ISBN 9783579087146, erscheint am 27.8.2018

Matthias Huff (56 Jahre) ist promovierter Germanist und war bis zum Jahr 2000 Reporter und redaktioneller Mitarbeiter für das ZDF Studio Berlin, unter anderem mit dem Schwerpunkt Kinder und Jugend. Danach wurde er Leiter der Redaktion Nonfiktion des Kinderkanals von ARD und ZDF. Huff ist verheiratet und hat zwei Kinder.



Fotos: Carlo Bansini | Pixxel Creative, iStock

„Nichts, was Kika gezeigt hat, war schädlich“

Das Programm des Kika richtet sich an Drei- bis Dreizehnjährige. Anfang des Jahres erschütterte ein Shitstorm den Sender. Kritiker warfen den Machern Sexismus und Frühsexualisierung vor. Matthias Huff ist einer der Programmverantwortlichen des Kika. pro hat ihn gefragt, ob die Kritiker im Recht waren, was der Sender seitdem geändert hat und warum der Kika ausgerechnet mit einem evangelischen Werk zusammenarbeitet. | **VON ANNA LUTZ**

pro: Beim Kika-Kummerkasten können Kinder und Jugendliche sich Rat zum Thema Erstes Date, Große Liebe, Trauer oder Stress mit den Eltern holen. Dabei werden sie durch Mitarbeiter des Diakonischen Werks betreut. Warum hat sich der Kika ausgerechnet für eine enge Zusammenarbeit mit einem christlichen Werk entschieden?

Matthias Huff: Den Kummerkasten gibt es seit 15 Jahren, die Zusammenarbeit mit dem Diakonischen Werk seit 10 Jahren. Wir haben schnell gemerkt, dass wir bestimmte Probleme und Fragen als TV-Macher nicht beantworten können. Wir brauchten einen kompetenten Berater, wenn es um Themen wie Liebe, Tod oder Sexualität geht. Wir haben uns für die Diakonie entschieden, weil sie eine riesige Kompetenz mitbringt. Und weil sie ihr Angebot ausdrücklich nicht als missionarisch, sondern als neutral versteht.

Die Frage der weltanschaulichen Neutralität ist gerade für einen öffentlich-rechtlichen Sender wichtig und Teil des

Programmauftrags. Kann ein Format, in dem die Beratung für Kinder christlich verantwortet ist, denn überhaupt neutral sein? Gerade bei Fragen um Sexualität, Trauer oder Liebe hat die Kirche doch eine bestimmte ethische Sicht ...

Ganz praktisch gesehen ist es kein Thema: Da kommt ein konkretes Kind mit einer bestimmten Frage. Es geht nicht um Wertekataloge, die vermittelt werden sollen. In der Beratung geht es darum, dass derjenige, der Hilfe sucht, selbst zu Lösungen findet, die ihm entsprechen. Es soll kein Weg diktatorisch vorgeschrieben werden. Was die Theorie angeht: Evangelische Werte sind auch Grundlage unserer Kultur. Eine daran ausgerichtete allgemeine Werteorientierung schadet sicherlich nicht, solange keine konkreten kirchlichen Inhalte in der Beratung transportiert werden.

Würde ein Kika-Berater einem Kind, das einen Angehörigen verloren hat, vom Himmel erzählen?



Foto: Christlicher Medienverbund KEP

Für die Sendung „Schnitzeljagd – Mit Christus um die Welt“ erhielt das Team des Kika den Medienpreis des Christlichen Medienverbundes KEP, Goldener Kompass.

Wenn ein kirchliches Konzept wie der Himmel oder Unsterblichkeit dazu genutzt würde, ein trauerndes Kind zu trösten, wäre wahrscheinlich eine Grenze erreicht, wo wir sagen müssten: Das entspricht nicht mehr unserem Programmauftrag. Die Verantwortung dafür liegt aber bei der Diakonie. Wir vertrauen der Einrichtung, dass sie nicht so handelt. Die Frage stellt sich so aber nicht, denn kein Berater mit Verstand würde jemals zu einem Kind sagen: Du musst nicht trauern, denn dein Bruder ist jetzt im Himmel. Was er aber vielleicht tun würde, ist, auszuloten, ob das Kind schon eine religiöse Vorbildung hat. Wenn es religiös erzogen ist, spricht nichts dagegen, das zu fördern und das Kind zu ermutigen, auf dieses Trostpotezial zuzugreifen.

Müssten Sie nicht konsequenterweise auch mit muslimischen oder jüdischen Beratern zusammenarbeiten?

Ich habe in zehn Jahren noch keine einzige kritische Rückmeldung zur Beratung durch die Diakonie erhalten. Insofern gab es auch nie den Diskurs darüber, ob andere religiöse Gruppen beteiligt sein müssten. Und: Das Diakonische Werk ist in diesem Falle ausführendes Organ einer ökumenisch ausgerichteten Telefonseelsorge. Es kann also auch keine Beschwerden darüber geben, dass wir hier nur mit den Protestanten, nicht aber mit den Katholiken zusammenarbeiten würden.

Der Kika wendet sich an Drei- bis Dreizehnjährige. Das ist eine schwierige Zielgruppe, zum einen müssen Sie Kindern gerecht werden, die gerne das Sandmännchen schauen, zum anderen Teenies, die gerade anfangen, sich für das andere Geschlecht zu interessieren. Wie wird der Kika dem gerecht?

Das ist unsere Hauptherausforderung und eine zentrale Aufgabe für alle Programmverantwortlichen und Programmplaner von Kika. Wir wollen kein Spezialprogramm für bestimmte Kinder sein, sondern uns in der ganzen gesellschaftlichen Breite

Kindern widmen. Dazu benutzen wir zum Beispiel Programmstrecken. Unser Kikaninchen etwa, das im Programm auftaucht, zeigt deutlich an, welche Sendungen für jüngere Kinder gedacht sind. Online können wir uns dann besonders gut speziell an ältere Kinder wenden. Allein schon deshalb, weil jüngere viele Angebote noch nicht so gut bedienen können. Wichtig ist für uns: Jüngere Kinder können natürlich zufällig in ein Programm für Ältere hineinrutschen. Es darf ihnen aber nie schaden. Im besten Fall finden sie es einfach uninteressant.

In einer der letzten Kummerkastensendungen ging es um das Thema Selbstbefriedigung. Auch sonst sind Themen rund um Sexualität nicht gerade selten. Ist es nicht ein Problem, wenn da ein Vierjähriger zufällig mitschaut?

Das kann es sein. Beim Kummerkasten stellt sich diese Frage sehr drängend. Deshalb läuft die Sendung nach 20 Uhr. Die breite publizistische Kritik hat eine bereits vorher geplante Weiterentwicklung des Kummerkastens beschleunigt. Die TV-Sendung richtet sich noch mehr an ein allgemeines Publikum, die Webseite konzentriert sich auf Beratung für individuelle Probleme, hier können Kinder auch online und anonym direkt Fragen an eine Ansprechpartnerin der Diakonie stellen. Damit sind einige für junge Kinder schwierige Inhalte noch stärker nur online greifbar. So können die Kinder nicht einfach ohne eigenes Zutun und zufällig mit Inhalten konfrontiert werden, sondern müssen gezielt im Netz danach suchen. Insofern die besonders kritisierten Beiträge aber auch da schon Online-Inhalte waren, müssen wir feststellen: Kritisch ausgerichtete Erwachsene differenzieren nicht zwischen Online und TV.

Sie sprechen Sendungen an, die Anfang des Jahres harsche Kritik erfahren haben. Auf Ihrer Webseite gab es zum Beispiel ein „Busenmemory“, in einem weiteren Clip ließen Sie Jungs in einem Film erklären, wie sie BHs einhändig öffnen. Ging der Sender da zu weit?

KUMMER KASTEN

Beim Kika-Kummerkasten beraten Mitarbeiter der Diakonie Heranwachsende zu Themen wie Sex, Trauer, Scham oder Liebe.



Foto: Pixel Creative, iStock

Grafik: KiKA/Anne C. Brantin

Wir haben dazu nicht eine einzige kritische Anmerkung aus unserer Zielgruppe erhalten. Es haben sich keine Kinder oder Nutzer dazu geäußert, sondern Erwachsene, unter ihnen viele Journalisten. Trotzdem nehmen wir die Kritik zur Kenntnis und halten sie auch für legitim. Allerdings gab es in dieser Zeit auch illegitime Vorstöße. Mitarbeiter des Kika sind beleidigt worden, es gab sogar Drohungen. Manche Kritiker nutzten das Thema auch, um den öffentlich-rechtlichen Rundfunk als solchen in Frage zu stellen. Diese Dinge halte ich für unwürdig, bei allem Verständnis für die berechtigten Sorgen mancher Eltern und Publizisten.

Welche Sorgen waren berechtigt?

Zunächst einmal finde ich, dass alle diese Sendungen des Kika durchaus gemacht werden durften. Aber das heißt nicht, dass alle Elemente gleichermaßen gelungen sind. Wenn wir authentisch Zehn- bis Dreizehnjährige ansprechen wollen, dann ist die Frage des Busenwachstums wichtig, gerade für Mädchen. Wir haben unterhaltende Mittel genutzt, die vielleicht nicht nötig gewesen wären. Aber nichts von dem, was wir gemacht haben, war schädlich. Diese Mittel wären auch in einem Sexualkundeunterricht für Sechstklässler vorgekommen. Aber durch die Kritik ist uns noch stärker bewusst geworden: Wir befinden uns nicht in einem abgeschlossenen Klassenraum für Teenager. Die Erwachsenenöffentlichkeit liest mit – und das ist ihr Recht.

Im Sexualkundeunterricht üben Schüler das BH-Öffnen?

Es geht doch um den Ansatz: Der angesprochene Clip wollte das Thema spielerisch vermitteln und Teenager dazu animieren, Befangenheit zu überwinden, sprachfähig zu werden und die Jungen mit einzubeziehen. Das versucht auch der Schulunterricht. Ob wir das mit diesem Video gut hinbekommen haben, darf man diskutieren. Aber es gab ja sogar Kritiker, die uns aufgrund der Hautfarbe der Protagonisten unterstellt haben, wir würden sexuelle Gewalt befürworten. Da bin ich dann ehrlich gesagt aus der Debatte ausgestiegen. Übrigens ist Sexualität nur eines von sehr vielen Themen, dem sich der Kummerkasten widmet. Wir sind kein Pubertätsmagazin im Sinne von Dr. Sommer. Aber Sie müssen auch sehen, dass junge Menschen gerade online von Sexualität umgeben sind. Das Thema ist präsent.

Deshalb greifen auch wir es auf. Weil wir wissen, dass die Jungen und Mädchen Fragen dazu haben.

Offenbar interessieren sich junge Menschen auch für den Glauben. In Ihrer „Schnitzeljagd – Mit Christus um die Welt“ ließen Sie die Moderatoren christliche Bewegungen in aller Welt entdecken. Dafür sind Sie mehrfach ausgezeichnet worden, unter anderem vom Christlichen Medienverbund KEP ... Religion spielt in der Welt sinnsuchender Kinder eine große Rolle, vielleicht sogar eine größere Rolle als bei Erwachsenen. Ohne Religion, ohne den christlichen Glauben, verstehen wir unsere Kultur nicht. Deshalb gehört es zu unserem Bildungsauftrag, dazu eine Sendung zu machen. Aber wir wollen auch religiöse Sinnangebote aufzeigen. Der Kika will Kinder nicht von einer bestimmten Weltanschauung überzeugen. Aber wir zeigen, was es gibt. Das spielt in unserem Programm eine stetige Rolle. Dennoch widmen Sie sich mit Ihrer Schnitzeljagd sehr spezifisch dem Christentum. Zu Islam oder Judentum gab es eine solche Sendung nicht. Warum?

Wäre die Schnitzeljagd ein Religionsprogramm, müssten wir auch die anderen Religionen behandeln. Aber sie ist ein Kulturprogramm für Kinder. Wir zeigen damit, wie vielfältig der am stärksten verbreitete Glaube der Welt ist. Das halte ich für vertretbar, auch wenn man sich nur mit dem Christentum beschäftigt. Wir haben aber tatsächlich auch darüber nachgedacht, etwas ähnliches auch für den Islam zu machen, der in Kika in vielen Formaten vorkommt. Aber wir stehen vor dem Problem, dass wir an vielen Orten des historischen Islam nicht oder nur unter schweren Bedingungen drehen könnten – denken Sie an Mekka oder Bagdad.

Gab es Kritik an der Sendung?

Immer dann, wenn Religiöses in unserem Programm auftaucht, gibt es diejenigen, die sich darüber ärgern. Die Kritik lautet dann in etwa so: Wie kann ein öffentlich-rechtlicher Sender Kinder mit diesem Aberglauben infiltrieren? Aber es waren bei der Schnitzeljagd nur wenige Stimmen, ich hatte mit mehr Widerstand gerechnet.

Herr Huff, vielen Dank für das Gespräch! ■



„Ohne Glauben würde ich verzweifeln“

Die Schauspielerin Monika Baumgartner ist in ihrer Rolle als Mutter des „Bergdoktors“ einem Millionenpublikum bekannt. Mit **pro** spricht sie über ihren Glauben und darüber, wie ihr dieser bei einer langjährigen schweren Krankheit eine Stütze war. Dankbarkeit liegt der 67-Jährigen am Herzen. | **DIE FRAGEN STELLTE MARTINA BLATT**

Die Schauspielerin **Monika Baumgartner, Jahrgang 1951**, ist seit 2007 als Elisabeth Gruber in der ZDF-Serie „Der Bergdoktor“ zu sehen. In der Vergangenheit wirkte sie in den Fernsehkrimiserien „Der Rick“, „Weißblaue Geschichten“ und „Der Bulle von Tölz“ mit, sowie in der Komödie „Der Superstau“ und dem oscarnominierten Film „Das schreckliche Mädchen“. Mit ihrer Schwester führt sie ein Raumausstattungsgeschäft in München.

pro: Frau Baumgartner, Sie waren vor ein paar Jahren im TV-Zweiteiler „Der kalte Himmel“ als abergläubische Großmutter eines autistischen Kindes zu sehen. Wie steht es privat um Ihren Glauben?

Monika Baumgartner: Die Welt, uns Menschen, die Tiere und die Natur muss jemand erschaffen haben. Dieses Phä-

nomen ist so groß, dass ich glaube: Da muss es etwas geben, was uns die Möglichkeit gibt, zu existieren. Deswegen bin ich auch ein gläubiger Mensch. Glauben setze ich aber nicht damit gleich, immer in die Kirche zu gehen, sondern damit, wie ich persönlich damit umgehe. Wenn ich im Auto sitze oder unterwegs bin, habe ich immer Zeit zum reden. Dann rede ich mit dem Herrgott, sage ihm meine Gedanken und bedanke mich. Das gibt mir Kraft und hilft mir.

Wo hilft Ihnen Ihr Glaube im Alltag konkret?

Wenn ich Probleme und Sorgen habe, kann ich ein Zwiegespräch führen. Bis jetzt wurde ich nie enttäuscht. Der Glaube gibt mir die Möglichkeit, mit bestimmten Dingen anders umzugehen und sie leichter zu bewältigen. Das hilft mir. Ganz wichtig dabei ist mir, danke zu sagen für Dinge, um die ich gebeten hatte und die funktioniert haben. Das mache ich mit großer Freude.

Sie hatten viele Jahre gesundheitlich

Probleme, einen Tumor in der Leiste und Fibromyalgie, einen Muskelschmerz. Wie sind Sie mit dieser Herausforderung des Schmerzes über die lange Zeit umgegangen?

Ich habe einfach nicht aufgehört, nach einer Lösung zu suchen, und immer noch gehofft, dass ich jemanden finde, der mir weiterhelfen kann. Das ist das Wichtigste: Nicht aufgeben, auch wenn das nicht immer leicht fällt. Bei mir waren das 15 Jahre, im Alter von 18 bis 33 Jahren. Da half mir natürlich auch der Glaube. Ich habe gesagt: „Herr, bitte, irgendwann muss doch jemand die Ursache meiner Beschwerden finden.“

Inwieweit sehen Sie den Glauben als einen Halt im Leben?

Wenn jemand gar nichts glauben kann, muss derjenige ja komplett verzweifeln. Das fände ich furchtbar. Ich habe einen Halt, eine Hoffnung. Ich möchte das nicht missen.

In einem Interview sprachen Sie über Existenzängste.

Seit Juni und bis Dezember laufen die Dreharbeiten für die zwölfte Staffel von „Der Bergdoktor“. Die neuen Folgen strahlt das ZDF voraussichtlich zum Jahresbeginn 2019 aus.



Wenn Sie nicht festangestellt sind, haben Sie immer Existenzängste. Sie wissen ja nicht, wie Ihr Jahr wird. Es ist ganz selten, dass ich das lange im Voraus weiß. Meistens ergibt sich ein Engagement kurzfristig. Sie müssen immer überlegen, wie es weitergeht. Es gab Zeiten, in denen es langsamer lief, dann kommen Zeit, in denen so viel gleichzeitig ist, dass man es kaum bewältigen kann. Das ist aber immer so: Entweder ist es zu viel oder zu wenig. Da brauche ich nicht zu jammern. Dass ich die Lisbeth bei „Der Bergdoktor“ spielen darf, ist für mich wie ein Sechser im Lotto. Ich bin 67 Jahre alt. Andere haben in dem Alter überhaupt keine Arbeit mehr – und ich darf in so einer Serie mitspielen. Das ist für mich ein großes Glück.

Sie waren vor rund zwei Jahren bei einer Generalaudienz von Papst Franziskus auf dem Petersplatz in Rom. Wie war das?

Das war super. Das war ein ganz tolles Erlebnis. Als ich zwei Minuten mit Franziskus sprechen konnte, er mir in die Augen schaute und seine Hand auf meinen Arm legte, hat er mir das Gefühl gegeben, ich sei der wichtigste Mensch auf der Welt für ihn. Und das macht er mehrmals in der Woche, mit all diesen Menschen, denen er unermüdlich zuhört und mit denen er spricht. Das ist für mich ein solches Glücksmoment gewesen. Ich weiß das noch wie heute, weil ich diesen Papst

einfach phantastisch finde. Und ich hoffe, dass er noch viel, viel bewirken kann. Er kommt aus der Einfachheit, aus der armen Welt. So, wie er sich gibt, ist es vorbildhaft.

Über was haben Sie mit Franziskus gesprochen?

Ich habe ihm auf Spanisch gesagt, dass ich hoffe, dass er noch lange da sein und viel verändern kann. Ich habe ihm gesagt, dass er so wichtig ist für die ganze Welt. Er hat nur „Gracias“ gesagt – danke. Ich habe ihm die „Heilige Nacht“ von Ludwig Thoma (Anm. d. Red.: Weihnachtsgeschichte in bayerischer Mundart) in einer blau-weiß-karierten kleinen Tasche geschenkt. Das Bild von Papst Franziskus und mir steht bei mir zu Hause im Regal, obwohl ich sonst kein einziges Bild von mir selbst habe. Das Bild von diesem tollen Moment, wie er mich angeschaut hat und ich ihn anschau, liebe ich heiß und innig.

Sie kümmern sich um Ihre 90-jährige Mutter und zeigen, dass generationsübergreifender Zusammenhalt funktioniert. Wie läuft Ihr Alltag ab?

Ich betreue meine Mutter seit drei Jahren gemeinsam mit meiner Schwester. Es geht um Arztbesuche, Wäsche waschen, einkaufen, Tabletten richten. Meine Mutter sagt oft: „Lasst mich wissen, wenn ich euch zu viel Arbeit mache.“ Dann sage ich ihr: „Du hast uns auch aufgezogen, als wir klein waren. Das ist so.“ Sie hat

bis vor einem Jahr noch allein in ihrer Wohnung gelebt, dann ist sie gestürzt. Sie hatte sich die Hüfte und die Schulter gebrochen und war anschließend vorübergehend im Altersheim. Aber damit waren sie und wir sehr unglücklich. Nun hat sie eine 52-Quadratmeter-Wohnung im „Betreuten Wohnen“. Das habe ich alles organisiert, ebenso wie den Piepser, Herdwächter, Essen auf Rädern und so weiter.

Wird die Gesellschaft kälter und kümmert sich jeder nur noch um sich?

Ich kann das nicht sagen. Ich bin wegen meiner Mutter seit einem Jahr immer wieder im Altersheim und sehe da, wie sich die Menschen kümmern. Und ich sehe, wie zu wenig Geld da ist für die Heime, zu wenige Pflegedienste da sind. Ich wünsche mir, dass die Politik mehr Geld locker macht, auch für zusätzliche Pflegekräfte. Daran liegt es wirklich, dass die Menschen keine Zeit mehr füreinander haben. Wenn die Leute besser bezahlt würden, wenn sie ihren Job mehr liebten und auch die Möglichkeit hätten, mehr auf die Menschen einzugehen, dann wäre die Situation anders. Und es wird immer schwieriger, weil wir immer älter werden.

Vielen Dank für das Gespräch.

Auf der Weltreise das Beten gelernt

Nach dem Abitur macht Christopher Schacht eine verrückte Idee wahr: Mit nur 50 Euro in der Tasche bricht er zu einer Weltreise auf. Er durchreist 45 Länder, zu Fuß, per Anhalter und mit dem Schiff. Unterwegs findet er viele unerwartete und unbezahlbare Schätze – darunter den persönlichen Glauben an Gott. |

VON CHRISTINA BACHMANN





Fotos: Christopher Schacht



Christopher Schacht (mitte) hat Länder aller Welt bereist und die schönsten Strände der Welt gesehen. Sein Startkapital: 50 Euro



Durch meine Reise habe ich beten gelernt“, sagt Christopher Schacht. Mit 19 Jahren war er aufgebrochen in die weite Welt, mit nur 50 Euro in der Tasche und ohne konkreten Plan. Vier Jahre dauerte die große Freiheit. Aus seinen Erlebnissen hat Christopher Schacht ein Buch mit vielen bunten Bildern gemacht. Wer den blonden jungen Mann auf Selfies strahlend vor weißen Traumstränden oder auf wolkenumwobenen Berggipfeln sieht, bekommt Fernweh. Doch auch brenzlige Situationen beschreibt das Buch, so wie die Schifffahrt in einer Sturmfront auf dem Meer vor Südkorea. Oder den Aufenthalt in einer pakistanischen Polizeistation, wo er zu seinem Erschrecken ein blutverschmiertes Attentatsauto zu Gesicht bekam. Die Nähe Gottes hat Schacht an vielen Stellen erfahren. „Ich habe oft gemerkt, dass ich mein Leben nicht selbst in der Hand habe, sondern dass ich es an Gott weitergeben muss, und habe erlebt,

Abenteuerlich und bunt: Aus Dankbarkeit für seine Erlebnisse hat Schacht angefangen, sich mit dem christlichen Glauben zu beschäftigen.

dass er gut damit umgegangen ist“, schildert er im Gespräch mit pro.

Dabei hatte der Sohn eines evangelischen Pfarrers vor seiner Reise nicht viel mit Glauben am Hut. „Ich bin in einem christlichen Elternhaus aufgewachsen, es war aber für mich so ein bisschen ein Second-Hand-Glaube“, erklärt der 24-Jährige. „Ich fand das eigentlich eher langweilig, in den Gottesdienst zu gehen, gebetet habe ich aus einem Pflichtgefühl heraus.“ Dass Not beten lehrt, stellt er auf seiner Reise mehrfach fest, außerdem, dass Gebet wirkt. „Auf den philippinischen Inseln habe ich ein Boot in Richtung Korea oder Japan gesucht. Es gibt jährlich etwa fünf Boote, die dahin fahren. Die wenigsten können noch eine zusätzliche Person gebrauchen, aber ich habe gebetet und bin einen Tag später auf so einer Jacht untergekommen. Wenn man sich vorstellt, wie klein diese Wahrscheinlichkeit ist, dann ist man schon verblüfft, wie effektiv Gebet ist.“

Als reine Gnade bezeichnet Schacht diese Hilfe Gottes. Heute studiert er Theologie am Theologischen Seminar im hessischen Beröa, also der Ausbildungsstätte des Bundes Freikirchlicher Pfingstgemeinden. „Aus Dankbarkeit“ habe er angefangen, sich mehr mit dem Glauben zu beschäftigen. Er las die Bibel, fing Feuer und war in drei Monaten durch. „Je mehr ich über Jesus gelesen, ihn durch die Bibel kennengelernt und im Gebet Zeit mit ihm verbracht habe, desto unglaublichere Erfahrungen habe ich gemacht“, erzählt er. Im Dschungel des Orinoco-Deltas im Osten Venezuelas lernte er Mis-

Unter Palmen am Meer: Während seiner Reise hat Christopher Schacht seine Ehefrau kennen gelernt.



Foto: Christopher Schacht

sionare kennen, die ihn mit zu den Ureinwohnern nahmen. Schacht stellte ihnen viele Fragen, auch zu vermeintlichen Widersprüchen in der Bibel. „Irgendwann hat mich einer der Pastoren gefragt: ‚Christopher, möchtest du mal probieren, jeden Tag Jesus weiter in dein Leben zu lassen?‘“

Damit begann eine Zeit noch intensiveren Bibellesens, manchmal sechs bis acht Stunden täglich, erinnert sich der junge Mann. „Innerhalb der nächsten anderthalb, zwei Monate kam ich von einem Bisher-einfach-nur-auf-der-Suche zu dem Punkt, wo ich wusste: Jetzt bin ich ein neuer Mensch in Jesus“, sagt er und beschreibt den Unterschied so: „Ich habe vorher viel über Jesus gewusst, aber ich habe ihn nicht gekannt.“ Noch vielen anderen Christen begegnete Schacht auf seiner Reise. „Wir waren sofort auf einer Wellenlänge, weil wir den Heiligen Geist hatten, der uns verbunden hat. Menschen haben mich zu sich nach Hause genommen, wir hatten Gemeinschaft und sie haben selbstlos mit mir geteilt, was sie hatten.“

Unglaubliche Momente mit Gott

Sein Buch ist vor allem ein Reisebericht, gefüllt mit vielen Erlebnissen und Begegnungen, aber immer wieder auch mit Hinweisen auf seinen Weg zum Glauben. Im Fazit bezeichnet der Autor seine Weltreise als Lebensschule, die sich in jeder Hinsicht gelohnt habe. Nach dem Abenteuer muss sich nun der neuentdeckte Glaube im Alltag bewähren. Den Weg mit Gott beschreibt Schacht als ein Auf und Ab. „Es gibt Zeiten, da fällt einem das tägliche Bibellesen und Beten richtig leicht, man freut sich einfach darauf, endlich in die Gegenwart Gottes zu kommen. Und es gibt Zeiten, da ist man eher müde und kaputt, macht es aber trotzdem gerne, weil man die Erfahrung macht: ‚Sobald ich damit durch bin, wird es mir wieder besser gehen, das weiß ich.‘ Ich habe immer noch unglaubliche Momente mit Gott in meinem Alltag. Es ist mal mehr und mal weniger, aber ich weiß, dass ich Gott nicht spüren muss, und er ist trotzdem da.“

Trotz eines Stipendiums für Informatik hat er sich nach der Rückkehr für ein Theologiestudium entschieden. „Ich habe immer vor dem Rechner gesessen und programmiert. Aber diese große Leidenschaft, die ich damals hatte, hat sich unterwegs gewandelt. Ich habe eine noch größere Leidenschaft entdeckt, und das ist Gott“, berichtet er. „Zu erfahren, wie er mir ein neues Leben gegeben hat, hat meine Sichtweise auf das Leben komplett geändert. Ich dachte: ‚Hey, eigentlich möchte ich Dinge tun, die eine Ewigkeitsperspektive haben!‘ Es hat mir so viel Freude gemacht, die Vergebung Gottes zu erfahren und eine Beziehung mit ihm zu leben, dass ich glaube: Es gibt noch so viele Leute, die ordentlich was verpassen und denen man helfen könnte, das Gleiche zu entdecken.“

Als klassischen Pfarrer sieht er sich nach dem Studium eher nicht. Ihn begeistern die Alpha-Kurse, mit denen viele christliche Gemeinden Grundlagen des Glaubens vermitteln. Diese mitzugestalten könnte er sich vorstellen, außerdem hat er die Idee, die Fragen junger Menschen rund um Gott und den Glauben auf dem Videoportal YouTube zu beantworten. „Ich habe entdeckt, dass es auf viele wichtige Fragen des Glaubens dort bisher keine professionell gestalteten Antworten gibt. Dazu gehören Fragen wie: Warum lässt Gott Leid zu? Wie kann Jesus sagen, er sei der einzige Weg? Ist Gott nicht ein Egomane, der geliebt und gelobt werden will? Schlüssige Antworten darauf findet man als junger Mensch eben nicht bei YouTube, ich würde das gerne für viele dort zugänglich machen.“

An Schachts Seite ist inzwischen seine Ehefrau Michal, ebenfalls Christin und reisebegeistert. Die beiden lernten sich

während der Weltreise kennen und lieben, erst nur schreibend, dann auch persönlich bei Michals Besuch in Indien. Die dunkelhaarige junge Frau sei „die größte Überraschung“ seiner Reise gewesen, schreibt Schacht im Buch. Den Heiratsantrag machte er ihr in Rom, umgeben von Kerzen und mit Kniefall. „Ich kann es kaum abwarten, mit dieser Frau als unschlagbares Team durch Dick und Dünn zu gehen“, formuliert er im Ausblick. „Normal“ werde ihr Leben wohl eher nicht aussehen. „Wir haben beide die große Leidenschaft, Deutschland für Gott und die Nächstenliebe zu begeistern, und viele Ideen und Ziele, wie wir das im Kleinen schon anfangen können. Wir haben so viel vor, es wird nicht langweilig! Das werden andere Abenteuer – nicht in der großen weiten Welt, aber hier in Deutschland.“



Christopher Schacht: „Mit 50 Euro um die Welt.“ Wie ich mit wenig in der Tasche loszog und als reicher Mensch zurückkam.“, adeo, 304 Seiten, 20,00 Euro, EAN/ISBN 9783863342098

Bestseller-Autor Bastian Sick („Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“) erklärt in seiner pro-Kolumne Sprichwörter und Redewendungen aus der Bibel. In der zweiten Folge geht es um Amarenakirschen, geheiligtes Brot und Borstentiere. | VON BASTIAN SICK

Es ist ein herrlicher Sommertag, und Henry und ich treffen uns mit unseren Freunden Philipp und Maren im Eiscafé. Henry kratzt eine Amarenakirsche aus seinem Früchtebecher und fragt Maren: „Möchtest du die haben?“ Bevor Maren etwas erwidern kann, ruft Philipp dazwischen: „Nein, nein, gib sie lieber mir. Maren macht sich nichts aus Amarenakirschen. Das wäre Perlen vor die Säue werfen.“ – „Danke für den charmanten Vergleich“, brummt Maren.

„Wisst ihr, woher diese Redewendung kommt?“, frage ich. Maren schüttelt den Kopf: „Keine Ahnung. Für mich klingt das nach einem Zitat von Karl Lagerfeld ... Der ist doch bekannt für seine exzentrischen Sprüche.“ – „Quatsch“, widerspricht Philipp. „Von Lagerfeld ist das auf keinen Fall. Das ist mit Sicherheit viel älter. Vielleicht stammt es von den Chinesen.“ – „Ihr seid beide im Irrtum,“ meldet sich Henry zu Wort. Die beiden blicken ihn gespannt an. „Es stammt, wie so viele andere geflügelte Worte auch, von Goethe, und zwar aus dem Faust.“

– „Ernsthaft?“, fragt Philipp skeptisch. Henry nickt: „Aus dem 1. Akt, Mephisto spricht zu Faust: Du bist gelehrt, Magister gar / Und doch ein dummer, alter Narr / Der auf dem Grund der Weisheit schürft / Und Perlen vor die Säue wirft.“ – „Hab ich doch gleich gesagt“, behauptet Maren mit einem verschmitzten Gesicht: „Karl Lager von Goethefeld.“ – „Also, ich hab den Faust zwar seit der Schulzeit nicht mehr gelesen“, sagt Philipp, „aber an diese Stelle würde ich mich doch erinnern!“

Henry kann ein Grinsen nicht länger unterdrücken. Ich spüre, dass es höchste Zeit ist, die Sache richtigzustellen: „Lasst euch von Henry nicht ins Bockshorn jagen, der nimmt euch bloß auf den Arm. ‚Perlen vor die Säue‘ stammt mitnichten von Goethe, auch wenn Henry recht darin hat, dass wir Goethe sehr viele geflügelte Worte zu verdanken haben. Doch noch viel mehr stammen aus einer anderen Quelle, nämlich aus der Bibel. Und so auch dieses. Dort heißt es bei Matthäus in Kapitel 7, Vers 6: ‚Ihr sollt das Heilige nicht den Hunden geben und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, damit die sie nicht zertreten mit ihren Füßen und sich umwenden und euch zerreißen.‘“ – „Klingt ziemlich drastisch“, bemerkt Philipp.

„Aber wieso Perlen?“, wirft Maren ein. „Welcher Schweinewirt käme denn je auf die Idee, seine Tiere mit Perlen zu füttern?“ – „Vermutlich waren damit keine Austerperlen gemeint, sondern geheiligtes Brot, das zum Abendmahl verwendet wurde“, erkläre ich. „Für beides,

Perlen und Bröckchen vom heiligen Brot, gibt es im Griechischen dasselbe Wort.“ – „Dann bedeuteten die Worte ursprünglich, dass man Tieren nichts Heiliges vorsetzen soll, weil das ein Frevel wäre“, schlussfolgert Philipp. Ich pflichte ihm bei: „Erst später bekamen sie die Bedeutung: jemandem etwas anzubieten, was dieser nicht zu schätzen weiß.“ – „Nun wissen wir, was es mit den Perlen auf sich hat“, sagt Maren, und da Philipp gerade damit beschäftigt ist, sich einen großen Klecks Sahneeis vom Hemd zu löffeln, fügt sie mit Genugtuung hinzu: „Und wer hier tatsächlich die Sau ist, hätten wir dann auch geklärt.“ ■



Foto: Bastian Sick

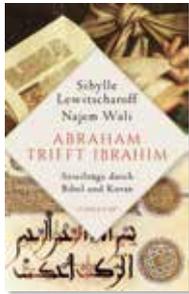
Bastian Sick, Jahrgang 1965, begann 1995 als Dokumentationsjournalist beim Nachrichtenmagazin Der Spiegel. Vier Jahre später wechselte er als Schlussredakteur in die Online-Redaktion. 2003 bekam er die Kolumne „Zwiebelfisch“, in der er humorvoll über häufige sprachliche Fehler und die grammatischen Hintergründe schreibt. Daraus wurde schließlich die Buchreihe „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ mit mittlerweile sechs Folgen. Seit 2006 ist er auch mit Bühnenprogrammen unterwegs.

MATTHÄUS 7,6

Illustration: theresa-peter.de

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Dialog ohne brauchbare Ergebnisse

Die „Geschichte der Propheten und anderer wichtiger Figuren der Bibel und des Koran“ will der Muslim Najem Wali erzählen. Dafür hat er sich mit der Religionswissenschaftlerin Sybille Lewitscharoff zusammengetan. Entstanden ist das Buch „Abraham trifft Ibrahim“: Sie schreibt über Abraham, Moses oder Maria, er entsprechend über Ibrahim, Mûsa oder Maryam. Die Beiträge führen weit von der biblischen oder koranischen Vorlage weg, die Zielgruppe bleibt unklar, auch wenn mutmaßlich ein eher akademischer Leserkreis gemeint sein dürfte. Beide Autoren betonen, dass sie Bibel und Koran größtenteils im Reich der Legenden ansiedeln. Lewitscharoff etwa bringt die Worte „Sage“, „Epos“ und „Bibel“ in direkten Zusammenhang. Einmal mehr zeigt sich: Wenn zwei liberale Vertreter von Islam und Christentum einen Dialog führen, kommt nicht viel Brauchbares dabei heraus. | **ELISABETH HAUSEN**
 Sybille Lewitscharoff, Najem Wali: „Abraham trifft Ibrahim. Streifzüge durch Bibel und Koran“, Suhrkamp, 309 Seiten, 24 Euro, ISBN 9783518427910



Worship-Standard auf hohem Niveau

Die Life Church im englischen Bradford mausert sich zur festen Größe in der Lobpreis-Szene. Ihre Band hat nun bereits das dritte Album veröffentlicht. „Speak to the Storm“ („Sprich zum Sturm“) ist eine Sammlung von 13 Livesongs aus Gottesdiensten der Gemeinde. Die meisten Songs handeln vom Vertrauen auf Gott, der die Stürme des Lebens stillt. Es gibt allerdings ein Manko: Klanglich unterscheiden sich die Songs nicht groß vom etwas dudeligen Worship-Standard. Für Fans von Hillsong und Co. sicher empfehlenswert; wer aber eine Lobpreis-Revolution sucht, sollte sich anderswo umschauen. Hier gibt's mehr vom Selben – aber das auf hohem Niveau. | **MARTIN JOCKEL**
 Life Worship: „Speak to the Storm“, SCM Hänssler, 14,99 Euro, ASIN B07CLY1K7F



Kraftvolle Lieder mit Tiefgang

Martin Peppers Lieder, die er zusammen mit seiner Tochter Jennifer aufgenommen hat, machen Mut, schenken Trost und tun der Seele gut. Er liefert wunderschöne Wortspiele und harmonische Melodien. Manche der Lieder klingen wie gesungene Gebete, andere erzählen davon, wie er seinen christlichen Glauben versteht. Zum Beispiel, wenn er in „Mit hoch erhobenem Haupt“ von einem Glauben singt, der Freiheit schenkt und zu Selbstbewusstsein ermutigt. Für Pepper ist Jesus ein liebevoller Vater, ein Ermutiger und ein direktes Gegenüber, an den man sich in Schmerz, Leid und Freude wenden kann. Die Texte haben Tiefgang, geben Anregungen für das eigene Glaubensleben und bilden einen wohlthuenden Gegenpart zur modernen Lobpreis-Szene, mit ihren oft immer gleichen Texten. | **SWANHILD ZACHARIAS**
 Martin Pepper: „Viel mehr als nur ein Wort“, Gerth Medien, 17,80 Euro, EAN 4029856464855



Bodenständig, klar, Jonnes

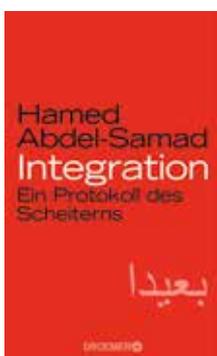
Jonnes – der Name steht für tiefgründigen Deutsch-Pop gepaart mit Gitarrenakustik. Er spricht sich, wie man ihn schreibt. Und was ein bisschen klingt wie „Wonne“, ist auch eine: Der Wortkünstler singt über den Glauben, das Festhalten an Gott, hinterfragt aber auch das Leben – nicht theatralisch, sondern bodenständig. „Gott hat mir niemals seine Liebe entzogen, um mich zu erziehen“, lauten etwa die Texte, die er mit seiner starken und warmen Stimme singt. Zur Musik kam Jonnes auf besonderem Weg: Um seine unleserliche Handschrift zu verbessern und seine Feinmotorik zu schulen, bekam er mit elf Jahren eine Gitarre. Der Sänger und Songwriter schrieb seine Texte anfangs auf Englisch, 2013 erschien das erste Album, „Alles Gute kommt von Oben“, auf Deutsch. Jonnes begeistert mit der Sommer-Platte alle, die deutschen bodenständigen Pop mit Sinn und Verstand mögen. | **MARTINA BLATT**
 Jonnes: „Unfassbar nah“, Gerth Medien, 15 Euro, EAN 4029856400082



Wie man richtig alt wird

Vor dem Älterwerden graust es vielen: Die Ämter futsch, die Zipperlein mehren sich, Neues ist nicht mehr aufregend, sondern fordert heraus. Doch das Alter bietet auch Chancen, schreibt Jürgen Werth in seinem neuen Buch „... und immer ist noch Luft nach oben“. Der Liedermacher und langjährige Chef von ERF Medien ist seit vier Jahren im Ruhestand. Immer wieder blickt er auf sein eigenes Leben. Und er lässt neben der Bibel zahlreiche Philosophen und Schriftsteller – in bisweilen langen Zitaten – zu Wort kommen, die sich Fragen stellen, um die sich andere drücken: Wann ist es Zeit, in den Ruhestand zu gehen? Wie kann ich mich mit den Fehlern meiner Vergangenheit versöhnen? Wie gehe ich damit um, dass andere im Leben mehr erreicht haben als ich? Nirgends wirken Werths Antworten belehrend oder absolut. Mit humorvoller Leichtigkeit und zugleich existenzieller Tiefe gelingt es dem Autor, eine positive Perspektive auf das Alter zu vermitteln – gerade weil er Unangenehmes nicht ausspart. | **NICOLAI FRANZ**

Jürgen Werth: „... und immer ist noch Luft nach oben: Entdeckungen beim Älterwerden“, Gütersloher Verlagshaus, 192 Seiten, 15 Euro, ISBN 9783579087092



Islam macht vielen Angst

Die Integration der Muslime als Gesamtheit ist gescheitert. Diese Bilanz zieht Hamed Abdel-Samad in seinem Buch „Integration: Ein Protokoll des Scheiterns“. Obwohl aktuell Angst und Skepsis in der Gesellschaft vorherrschen, hofft er, dass Integration zukünftig gelingen könne. Die Ghettoisierung der Städte und das Erstarken des politischen Islam seien Grundübel. Der Autor vermisst eine ehrliche Debatte über die Missstände. Es müsse gelingen, sich an die Ursachen des Dilemmas zu wagen, statt nur an Symptomen herumzudoktern. Gelingen dies nicht, bestimmten Skepsis, Hass und Aggressivität den politischen Diskurs. Sein Buch ist eine ehrliche Analyse, auch wenn die Thesen nicht neu sind. Lesenswert ist es allemal, bietet es doch Ansatzpunkte, die sich auf alle gesellschaftlichen Schichten beziehen. | **JOHANNES BLÖCHER-WEIL**

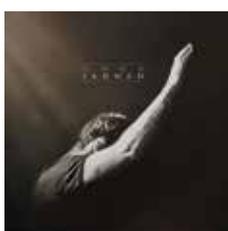
Hamed Abdel-Samad: „Integration: Ein Protokoll des Scheiterns“, Droemer und Knauer, 272 Seiten, 19,99 Euro, ISBN 9783426277393



Django kennt ein Erbarmen

Der Italowestern gilt zu Recht als eines der brutalsten Genres der Filmgeschichte. Hier ist nicht mehr der Held der beste Schütze, sondern der beste Schütze der Held. Gleichzeitig gibt es mit Ausnahme von Mel-Gibson-Filmen wohl kaum ein anderes Genre, in dem religiöse Motive wie zum Beispiel die Kreuzigung eine so wiederkehrende Rolle spielen. Mit Hilfe von zahlreichen Filmbeispielen schlüsselt der Theologe Michael Striss in seinem Buch „Gnade spricht Gott – Amen mein Colt“ diese christliche Symbolik auf. Dabei entdeckt er allerhand theologische Grundthemen bei den katholisch geprägten Italienern, welche die Filme in den 1960er- und 1970er-Jahren massenweise herunterkurbelten. Er geht auch kritisch mit dem verruchten Genre um, spricht die Brechungen der Symbolik und deren parodistische Elemente an. Letztlich schätzt der Pfarrer aber mehr, dass es in einer fortschreitend säkularisierten Welt hier Anknüpfungspunkte zum Christentum gibt. Deswegen ist seine Analyse auch als Einladung an Genrefans zu verstehen, mehr in der Bibel zu lesen. | **MICHAEL MÜLLER**

Michael Striss: „Gnade spricht Gott – Amen mein Colt“, Böhner-Verlag, 672 Seiten, 31 Euro, ISBN 9783963171239



Vielfältige, gemeindetaugliche Lieder

DMMK steht für „Die Musik meiner Kirche“ und ist eine Lobpreisbewegung der „G5MeineKirche“ aus Lörrach. Die Gruppe macht deutschsprachige Anbetungslieder auf der Höhe der Zeit – aber nicht am Zeitgeist. Die hier elektronisch untermalte, dort zurückhaltend mit minimalem Instrumenteneinsatz begleitete Musik soll allein dem Zweck dienen: „Begegnung mit einem Gott, der sich nichts mehr wünscht, als seine mächtige Kraft, seine bedingungslose Liebe und unendliche Gnade zu offenbaren.“ Die zehn Songs überraschen durch Vielfalt, haben aber einen Hang zum Elektropop. Wer Lust auf neuartige und zugleich gemeindetaugliche Lobpreislieder hat, ist bei DMMK richtig. | **MARTINA BLATT**

DMMK: „Jahweh“, Slingshot Music, 15 Euro, EAN 4250502600055

Laurent

VATER



„Als Vater ist es meine Aufgabe, meinen Sohn zu unterstützen und ihn gut zu erziehen, sodass er ein erfolgreiches Leben führen wird. Bei der letzten Untersuchung haben die Ärzte festgestellt, dass er Probleme mit dem Kiefer hat. Er musste operiert werden, aber wir konnten uns die Operation nicht leisten. Compassion hat uns unterstützt, sodass Chao schließlich operiert werden konnte.“


Kinder aus Armut befreien
Compassion
im Namen Jesu

www.compassion.de